This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

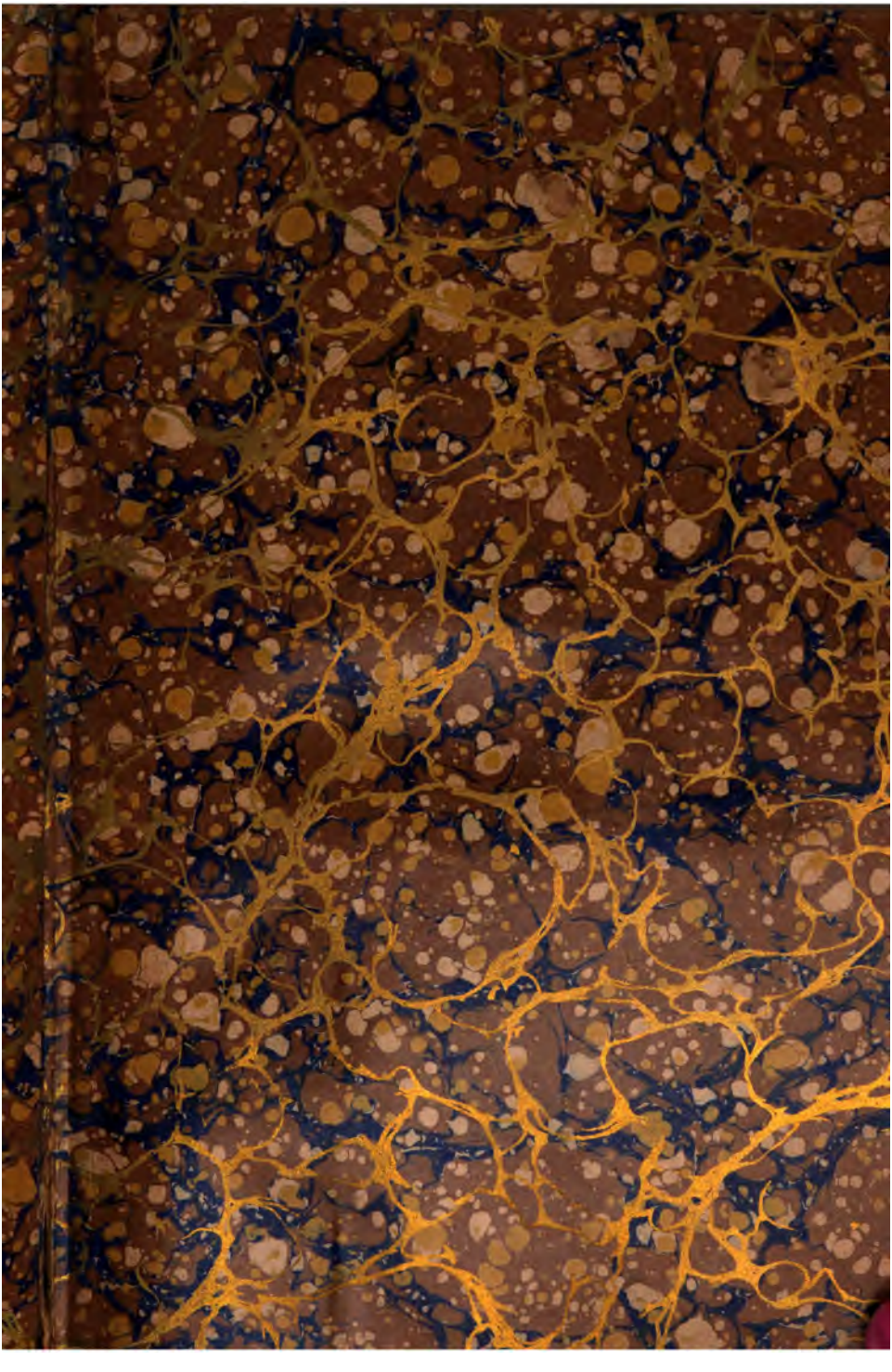
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
G6
M180
B35

B 965,996

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



28776

Goethe's Märchen,

ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters.

Von

Dr. Hermann Baumgart.

„Das Märchen kommt mir gerade so vor wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch auf Napoleon deutet. Es fühlt ein Jeder, daß noch etwas drin stecke, und weiß nur nicht, was."
Goethe zu Riemer, i. J. 1809.

Königsberg.
Verlag der Hartungschen Buchdruckerei.
1875.

838
G6
M180
B35

recat, 5- 7-51 mtp

Seiner lieben Frau Anna

gewidmet.

I.

Goethe verfaßte das „Märchen" im Spätsommer 1795, und es wurde im ersten Jahrgange der Horen im August und September gedruckt.

Gleich bei seinem Erscheinen erregte es trotz der bewegten Zeitläufte nicht allein großes Interesse, sondern es wurde auch sofort den mannigfachsten Deutungen unterworfen.

„In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht soviel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt: die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen," schreibt Schiller am 25. December an Goethe, worauf dieser: „Ich danke für den Beitrag zur Auslegung des Märchens; wir werden freilich noch ein bischen zusehen. Ich hoffe aber doch noch auf eine günstige Wendung, in den Unterhaltungen meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können."

Ueber diese beabsichtigte Fortsetzung schreibt Goethe schon am 21. November: „Das neue Märchen kann wohl schwerlich im December fertig werden; selbst darf ich nicht wohl, ohne etwas auf eine oder andere Weise über die Auslegung

des ersten gesagt zu haben, zu jenem übergehen. Kann ich etwas zierliches dieser Art noch im December leisten, so soll es mir lieb sein, auf diese Weise an dem ersten Eintritt in's Jahr Theil zu nehmen."

Noch später im Februar 1797 und im Februar 1798 erwähnt Goethe diesen Gedanken einer Fortsetzung der Unterhaltungen in einer Reihe von projectirten Märchen, er hat ihn aber nicht ausgeführt.

So hat er es seinerseits an einem bestimmten Anhalt über die Deutung des Märchens fehlen lassen; auch von Schiller erfahren wir etwas Derartiges nicht, und sind somit auf unsere eigenen Vermuthungen und auf einige gelegentliche, nicht sehr deutliche Fingerzeige angewiesen. Daraufhin sind denn eine große Anzahl von Deutungsversuchen gemacht, namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren und auch später, die sich alle mehr oder minder gegenseitig ausschließen, und von denen keiner vor der Kritik bestanden hat. In diesem einen Punkte sind alle neueren Herausgeber und Erklärer einig, doch sind sie im Uebrigen getheilter Meinung. Die Einen halten die Sache noch nicht für abgeschlossen und erwarten unter verschiedenen Einschränkungen noch die Lösung der Frage, die Anderen halten eine eingehende Deutung des Märchens überhaupt für unthunlich. Einer unserer verdienstvollsten Literarhistoriker, Karl Goedeke, schließt in seinem soeben erschienenen Buche „Goethe's Leben und Schriften" den Abschnitt über das Märchen folgendermaßen: „Daß

es dennoch an Erklärungsversuchen, zum Theil sehr abenteuerlicher Natur, nicht fehlen wird, bedarf bei der löblichen Gewohnheit des Gelehrten, im Unsinn selbst Methode nachzuweisen, keiner Betonung." Er ist der Meinung, das Märchen sei lediglich bestimmt, mit „seinen bunten, lustigen" Erfindungen den Deutenden zu necken.

Dem gegenüber steht der außerordentliche Beifall und das große Interesse, die das Märchen von seinem Erscheinen bis auf den heutigen Tag erregt hat. W. v. Humboldt wie Körner fühlten sich außer durch die schöne Form auch ganz besonders durch den gedankenvollen Inhalt, der den Geist zugleich befriedige, angezogen, und Schiller urtheilt schon nach der Lecture der ersten Hälfte, daß Goethe durch die Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt habe, daß Alles Symbol sei.

Er findet die Idee des Märchens in dem Märchen selbst ausgesprochen, und darin sind ihm denn auch die meisten Erklärer gefolgt, er findet sie in dem gegenseitigen Hilfeleisten der Kräfte und dem Zurückweisen derselben aufeinander.

„Ein Einzelner hilft nicht," sagt der Mann mit der Lampe, „sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt," und bald darauf: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, Jeder verrichte sein Amt, Jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt."

Es ist kein Zweifel, daß die Idee des Märchens in dieser Richtung zu suchen ist, das geht mit größter Deutlichkeit aus dem Gange der Handlung hervor, nur ist die Fassung derselben eine viel zu allgemeine, völlig nebelhafte, und Goethe, — das bedenke man doch — war am allerwenigsten der Mann dazu, von „Kräften", „Ideen", „Entwickelungen" u. dgl. mehr im Allgemeinen zu reden, geschweige denn ausführlich zu handeln, ohne an ganz bestimmte, concrete Kräfte zu denken, von wirklichen, wenigstens in seiner Vorstellung vorhandenen Verhältnissen auszugehen, von ihnen zu abstrahiren, sie sich in gegenseitiger Wirksamkeit zu denken und daraus erst seine Beobachtungen und Schlüsse zu ziehen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß gerade daraus die von Keinem erreichte Wahrheit und Lebensfrische seiner kleinsten Aeußerungen wie seiner größten Schöpfungen herrührt. Und er sollte hier an weiter nichts gedacht haben, als an die allgemeinen Ideen der Weisheit, Kraft und des Glanzes und der bildenden Liebe, die durch gemeinsames Wirken eine gedeihliche Herrschaft ermöglichen? Um derartige Sätze zu erweisen, braucht man keine Anstrengungen zu machen. So wenig als Homer, Sophokles und Shakespeare, so wenig hat Goethe bei seinen Dichtungen, mögen es nun große oder kleine sein, je daran gedacht, eine einzelne, so genannte „Idee" zur Erscheinung zu bringen. Vielmehr sind seine Gedichte, wie alle echte Dichtung, so beschaffen, daß, wie sie denn ein

concentrirtes Leben enthalten und es in höherer Wahrheit darſtellen, in jedem Theile und in jeder Wendung der Handlung die belebenden, beſtimmenden Ideen hervorſpringen, ſo daß ein jedes von ihnen einen Reichthum von Ideen enthält, deren jede für ſich wieder einer weiteren Entwickelung fähig iſt. So ſtellt das Leben dem geiſtig Sehenden ſich dar, ſo bildet der Künſtler es in ſeinen Werken ab. — Und ferner: alle die anderen zahlreichen und bedeutend wirkenden Perſonen des Märchens ſollten ohne weſentlichen Antheil bei der Veranſchaulichung jener „Ideen" ſein, erfunden lediglich zur Beluſtigung einer völlig willkürlichen, ſpielenden Phantaſie, beſtimmt, die Räthſelliebenden zu necken und irre zu führen? Das wäre die Weiſe eines mittelmäßigen Dichters, obendrein die eines inſipiden Geiſtes; man kann es bei einem Goethe nicht vorausſetzen.

Man vergegenwärtige ſich die Aufgabe und das Weſen eines „Märchens". Da iſt man nun freilich ſehr ſchnell bei der Hand mit dem Einwande: Ja, mit dem Weſen des eigentlichen, des Volksmärchens war man damals noch nicht vertraut, das Goethe'ſche iſt ein „gemachtes", franzöſiſchem Muſter nachgeahmtes Märchen. Ganz recht! Aber wie gemacht? So doch, daß es die größten und feinſten Kenner entzückte und noch heute Jedermann durch ſeine Anmuth bezaubert. Man vergleiche es nur mit den beſten Productionen der romantiſchen Schule und man wird an einem untrüglichen Kennzeichen ſeinen echten Märchencharakter im Gegenſatze

zu dem gefälschten, verdorbenen der romantischen Märchen erkennen. Die völlig willkürlich schaltende, alle Contraste durcheinander wirrende, traumhaft beängstigende Phantasie, wie sie z. B. in den Phantasus-Märchen vorherrscht, oder gar der bizarre Spuk Hoffmann'scher Erfindungen entlassen den Leser, je mehr er sich dem Eindrucke hingiebt, desto stärker berührt von dem Gefühle einer drückenden Schwüle und unfreier Verworrenheit, während das Goethe'sche Märchen, hierin ganz den echten Märchen vergleichbar, neben seiner erfreuenden Anmuth zugleich jenen gesunden Pragmatismus besitzt, der unbeschadet zahllos wirkender Wunderkräfte auch in der Märchenwelt seine unantastbaren Rechte hat.

Die Frage, wie ist das geschehen, worauf beruht diese Wirkung? möchte ich gemeinschaftlich mit einer anderen beantworten, die hier zugleich sich aufdrängt. Es ist die Frage, wie könnte ein durchweg allegorisches Märchen vor der ästhetischen Kritik bestehen? Ist nicht nach den Regeln der Kunst die Allegorie aus dem Reiche der Kunst ausgewiesen? Und zwar von keinem Geringeren als Lessing selbst? Die Antwort ist: ja, und mit vollem Recht, und dennoch, trotz der unanfechtbaren Schlüsse Lessing's ist es geschehen, und zwar mehr als einmal, daß Dichtungen allerersten Ranges, die den höchsten ästhetischen Anforderungen volles Genüge leisten, dennoch durchweg allegorisch gehalten, in jedem Zuge von der allegorischen Deutung abhängig gemacht worden sind. Die Sache ist die, daß sich Lessing gegen nichts wendet als gegen

den Mißbrauch der Allegorie, gegen die kalte, frostige Allegoristerei, und auch gegen diese vorzugsweise, insofern sie in der Malerei Unheil angerichtet hat. Die echte Allegorie ist vielmehr im hohen Grade dichterisch. Die allegorische Darstellungsweise giebt das, was sie darlegen will, durch Darstellung eines Anderen, Aehnlichen zu erkennen. Sie thut also weiter nichts, als was jede bildliche Ausdrucksweise thut, nur daß sie ihrem Namen, der eine erzählende Darstellungsweise bedeutet, gemäß sich nicht begnügt, etwa für einen einzelnen Begriff ein ähnliches concretes Ding zu setzen, sondern daß sie die Beziehungen und gegenseitigen Einwirkungen der Begriffe unter einander durch in Handlung gesetzte Dinge und Wesen darzustellen weiß. Bei diesem Verfahren können nun nach entgegengesetzten Seiten zwei sehr schlimme Fehler gemacht werden, und sie sind von den Geistern minderen Ranges, sobald sie sich an die Allegorie wagten, auch regelmäßig gemacht worden. Da es nämlich bekanntlich schon sehr schwer ist, in der Rede gute Bilder anzuwenden, da die Durchführung derselben in der Allegorie aber noch unendlich viel schwieriger ist, weil treffende Aehnlichkeit sich hier noch viel schwerer festhalten läßt, so sind die Meisten entweder bei einer halben oder nur stellenweise zutreffenden Aehnlichkeit stehen geblieben und sind in Folge dessen undeutlich geworden: d. h. das von ihnen angewandte Mittel trat mit dem abstracten Zweck in Widerspruch, sie schufen also ein Häßliches; oder — und dies ist das Häufigere —, sie

ließen den Sinn, den sie darstellen wollten, in der Weise über die concreten Mittel der Darstellung die Herrschaft gewinnen, daß ihre handelnden Wesen und Dinge ihre Freiheit verloren, d. h. nicht sprachen, handelten, sich geberdeten, wie es ihnen ihrer Natur und den vorausgesetzten Verhältnissen gemäß zukam, sondern wie es durch ein ganz außerhalb liegendes Gesetz, eben das des in der Intention des Dichters liegenden abstracten Sinnes, ihnen dictirt wurde. Damit wurde aber diese ganze Klasse von Dichtungen der Sphäre der Kunst völlig entrückt. Nur im Reiche vollkommener Freiheit und höchster innerer Richtigkeit und Wahrheit gedeiht das Schöne. In jenen fehlerhaften Allegorien regiert überall die verstimmende, fremdartige Absicht des Quasi-Dichters.

Es ist aber offenbar ein dritter Fall übrig: es ist der, wenn Bild und Sinn, im Einzelnen und in der Ausführung durch eine vollkommene Aehnlichkeit sich fortwährend völlig decken. Dann gestaltet das Verhältniß sich so: Der Dichter wählt oder erfindet seine Dinge und Wesen und ihre Veränderungen, welche die Handlung bilden, so, daß sie mit sich selbst und unter einander in völliger Uebereinstimmung sind und bleiben und, was mehr ist, daß sie selbst an sich schön sind, oder doch durch das, was sich unter ihnen vollzieht, die Empfindung des Schönen bei dem Hörer erzielt wird. Das, was er giebt, muß an sich selbst in Form und Inhalt allen Forderungen des Kunstwerkes völlig entsprechen.

Dazu kommt nun aber ein Zweites. Ihm ſelbſt hat bei jedem einzelnen Theile, bei jeder Fortſchreitung ſeiner Handlung ein Paralleles, aber Höheres, Ideelles vorgeſchwebt. Die große, überall vorhandene Aehnlichkeit kann nicht umhin, dem Hörer ſofort ſich darzubieten, der nun fortan des doppelten Vergnügens genießt, an der Anmuth der dargeſtellten Dinge ſelbſt ſich zu erfreuen und mit immer wachſender Theilnahme zugleich des inneren Zuſammenhanges einer bedeutenden Gedankenreihe in echt poetiſcher Weiſe, d. i. durch anſchauende Erkenntniß, ſich bewußt zu werden. Ich ſage, der höchſte Zweck der Dichtung wird damit erreicht, in der Schönheit der angeſchauten Dinge, die den Sinnen erſcheint, die höhere Ordnung der geiſtigen Welt „in leichten Räthſeln" zu erkennen.

Man könnte das Verhältniß ſo ausdrücken: Die in der Kunſt verpönte Allegorie ſagt nach der gewöhnlichen, Quinctilianiſch-Leſſing'ſchen Erklärung nicht das, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheint, ſondern etwas Anderes, Aehnliches; die künſtleriſche Allegorie ſagt vor Allem das, was ihre Worte enthalten, aber durch eine vollkommene Aehnlichkeit läßt ſie in demſelben ein Anderes, Allgemeineres, alſo Höheres, erkennen. Genau das hier Geſagte ſcheint mir Goethe in einem ſeiner Sprüche in Proſa im Auge gehabt zu haben, nur daß er den Ausdruck Allegorie in jenem engeren Sinne der fehlerhaften Allegorie verſteht:

„Es ist ein großer Unterschied," sagt er, „ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur das Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder spät."

Was ich hier zu entwickeln versucht, ist nichts Hypothetisches, sondern es ist aus einer Anzahl der schönsten Dichtungen unserer größten Dichter lediglich abgelesen.

Denken wir zunächst an die herrliche Lessing'sche Parabel von dem Palaste mit den vielen Eingängen und von seinen Wächtern, die in der vermeintlichen Feuersgefahr nur an ihre Grundrisse desselben denken. Hier herrscht jene vollkommene Aehnlichkeit in jedem, auch dem scheinbar unwesentlichsten Worte der Erzählung, da ist kein Beiwort müßig oder zum bloßen Schmucke gewählt.

Aber der feinsinnige und untrüglich urtheilende Erzähler that wohl daran, seine Erfindung uns in anspruchsloser Prosa zu geben, weil die Erfindung des äußeren Vorganges an sich nicht genug Bedeutung und sinnliche Schönheit besaß, um als Kunstwerk sich darbieten zu können. Aber schlagen wir Goethe auf. Was sind das für schöne, an sich vollendete Darstellungen, jenes majestätische Bild des Stromes, von

seinem Quell bis zum Ocean in „Mahomed's Gesang", oder das Bild des muthigen Schiffers von dem ersten sonnigen Morgen der Abfahrt bis zu seinem Ringen mit dem ringsher entfesselten Sturm in der „Seefahrt". Ich unterlasse es, im Einzelnen nachzuweisen, wie hier das oben Gesagte in jedem Stücke zutrifft, wie das Entzücken, mit dem wir der Geburt und dem Wachsthum des jungen Riesenstromes folgen, mit jedem Worte sich steigert, wenn wir klarer und immer gewisser darin das stolze und beredte Abbild des Geistes erkennen, der zum Führer der Menschheit geboren ist, oder wenn die „Seefahrt" in unübertrefflich schönem und inhaltreichem Bilde uns den Dichter selbst in seinen Sturm- und Drangtagen erblicken läßt. Solche echt künstlerische Schöpfungen haben das Eigenthümliche, daß sie nicht mit der kahlen Constatirung einer mehr oder weniger erzwungenen Aehnlichkeit sich begnügen, wie die schlechte Allegorie, sondern daß ihr Reichthum, wie der alles echten Schönen, unerschöpflich ist. Nach allen Seiten regen sie bei jedem Schritte zu neuen, weiteren Ausblicken in das Reich des Geistes an; deshalb ist ihr Reiz auch unvergänglich.

Auch bei Schiller finden sich zahlreiche ähnliche Dichtungen; sie können bei ihrer vollkommenen Freiheit auch die Färbung des Humors und der Satire annehmen, wie die „Theilung der Erde" und „Pegasus im Joch". Ich erinnere ferner an Uhland's „Märchen" vom Dornröschen, das in

der anmuthigſten Weiſe eine allegoriſche Darſtellung des Entwickelungsganges der deutſchen Poeſie entrollt.

Man würde kein Ende finden, wollte man aus unſeren beſten Dichtern die Beiſpiele ſolcher echten, wohlgelungenen Allegorie aufzählen: und ſtellen wir nur die Frage noch einmal in veränderter Form: inwiefern iſt die Allegorie ein berechtigtes künſtleriſches Darſtellungsmittel? ſo iſt das Geſetz einfach auszuſprechen: ſofern eine ſinnlich ſchöne Darſtellung durch eine vollkommene Aehnlichkeit ihrer einzelnen Theile, ſowie des Ganzen mit einzelnen Begriffen und ihrer Verbindung zu einer Reihe dieſe letzteren zur anſchauenden Erkenntniß bringt. Alle Mythen und Sagen, ſofern ſie ethiſchen oder irgend welchen anderen logiſchen Wahrnehmungen ihre Entſtehung und Geſtaltung verdanken — und es giebt derſelben doch eine große Zahl — enthalten gar nichts Anderes. Zu beachten und genau zu unterſcheiden iſt hier nur, wie weit eine auf der Grundlage der gegebenen Aehnlichkeit nun nach Maßgabe der einzelnen ſinnlichen Formen frei und unbewußt fortbildende Dichtung ſich in den Einzelheiten von jener Grundlage entfernt hat. Da gilt es, mit feinem Geſchmack in der Deutung ſich zu beſchränken und nicht beim Auslegen in denſelben Fehler zu verfallen, wie die ungeſchickten Allegoriſten beim Dichten.

Nach alledem wer ſieht nicht, daß keine Dichtungsart

der künſtleriſchen Allegorie einen freieren Spielraum läßt als das Märchen? Denn wenn der Dichter in der wirklichen Welt doch nur ſelten unter den Dingen eine ſo glückliche Wahl treffen kann, daß ſie, indem ſie völlig ſie ſelbſt bleiben, dennoch ſeinen höheren Intentionen auf das bereitwilligſte ſich fügen, ſo geſtattet ihm das Märchen, durch ſeine eigene freie Erfindung dieſen Kreis von Dingen in das Unendliche zu erweitern. Und hiermit bin ich auf dem Punkte angelangt, um nun jene erſte Frage zu beantworten: Wie ſtellt es das Kunſtmärchen an, um dem Volksmärchen ähnlich zu werden, und wodurch büßt es dieſen Vorzug ein?

Das echte Märchen iſt überall auf das engſte verknüpft mit den älteſten Ueberlieferungen eines Volkes, mit ſeinen Mythen, mit ſeinen Sagen, vielfach durchdringt es dieſelben. So iſt die griechiſche, die germaniſche Mythologie erfüllt mit märchenhaften Zügen, ebenſo die griechiſche wie die deutſche Heldenſage. Nach dem Abſterben des eigentlichen Körpers der Götter- und Heldenſage bleiben, wenn die übrigen Umſtände günſtig ſind, gerade dieſe märchenhaften Züge am feſteſten im Gedächtniß des Volkes haften und bilden die Motive mannigfach variirter Erzählungen. Sie verhalten ſich zu der Mythe ähnlich wie die Thierfabel zu der urſprünglichen Thierſage. So beruht denn auch die Art und Weiſe, wie in dieſen Erzählungen die natürlichen Schranken durchbrochen werden, alſo das Wunderbare in dem Märchen, keineswegs auf willkürlicher Erfindung, ſondern es

verdankt Urſprung und Weſen überall jenen alt ererbten Vorſtellungen, in welchen eine naive Zeit Erſcheinungen und Eindrücke der Natur auf das Walten übernatürlicher Weſen zurückführt, — wie wenn von Nixen und Elfen, von Rieſen und Zwergen, Berggeiſtern und Kobolden erzählt wird, — oder in welchen ſie Wünſchen und Ahnungen, Beobachtungen und ſelbſt Reflexionen, die das gewöhnliche Leben betreffen, dadurch eine greifbare Geſtalt giebt, daß ſie dieſelben iſolirt und ſie zu wunderbaren Gebilden und Vorgängen gewiſſermaßen verdichtet. Dieſe letzteren nehmen, ſobald ſie den naiven Glauben verloren haben, wegen ihres Contraſtes mit der Wirklichkeit leicht einen ironiſchen, mitunter ſtark ſatiriſchen Charakter an. Das Märchen von den Inſeln der Seligen, von den Lotuseſſern oder von dem Zaubergarten der Circe würde, wenn es dem Deutſchen angehört hätte, ſicherlich in ſpäterer Zeit ebenſowohl jene Färbung erhalten haben, wie die Geſchichte vom Tiſchchen deck' dich, vom Schlaraffenlande, vom Glücksſeckel, der Wünſchelruthe und ſo viele andere. In dieſer letzteren Sphäre werden auch ſpätere Zeiten durch Nachdichtung und Modificirungen noch fruchtbar ſein können. Da nun das Wunderbare im Volksmärchen überall nur eintritt, um einer draſtiſchen, unmittelbaren Anſchaulichkeit die Bahn frei zu machen, und im Uebrigen dann die gewöhnliche Ordnung der Dinge eintritt, ſo kann es mitunter auch ganz fortfallen und durch ein entſprechendes Spiel des willkürlich wirkenden Zufalles er-

ſetzt werden. Das Ungewöhnliche thut dann dieſelben Dienſte wie das Wunderbare. An der äußerſten Grenze ſtehen hier die Märchen, in denen mit abſichtlicher Ironie die Vorſtellungen des Wunderbaren aufgelöſt werden, wie in dem Märchen von dem Manne, der das Fürchten lernen wollte, vom tapfern Schneiderlein oder von den ſieben Schwaben. Mögen alſo in dieſer Märchenwelt Rieſen und Drachen, Zwerge und Elfen auftreten, mögen die Thiere reden und die Steine und Pflanzen Wunderkräfte haben, mögen die Vorſtellungen von Raum und Zeit in beliebiger Weiſe durchbrochen werden, mögen böſe Zauberer und gute Feen thätig ſein, alle dieſe Dinge ſind nur da, um ideellen Energien zur Anſchaulichkeit zu verhelfen, und ich ſtehe nicht an, ſie mutatis mutandis mit den Gebilden der griechiſchen Mythologie in dieſelbe Gattung zu rechnen. Außerhalb dieſer Dinge enthält das Märchen volle Realität und den ganzen Reichthum der Naturwahrheit; in den ſo gezogenen, feſten Schranken aber geſtattet es der Phantaſie volle Freiheit zur Entfaltung ihrer anmuthigſten Spiele.

Dergleichen aber zu erfinden, iſt ebenſo unmöglich, als Sagen zu dichten: im beſten Falle kann eine glückliche Nachahmung erreicht werden. Nur auf jenem ſpäter angebauten Grenzraine iſt die Anknüpfung möglich, wo das Märchen ſchon beginnt, ſich ſelbſt zu ironiſiren; und Anderſen iſt auf dieſem Gebiete glücklich geweſen; gelegentlich auch Hauff.

Wo ſie verſuchten, das Märchen ernſthaft, d. h. naiv, zu

behandeln, ſind beide geſcheitert, wenn ſie dem Charakter des Märchens auch viel näher bleiben als freilich die Romantiker und ihre Nachahmer. Die Unmöglichkeit, den echten Märchen neue Erfindungen anzureihen, liegt darin, daß die größte Dichterkraft zwar gerade ausreicht, um den Märchenwundern etwa analoge Gebilde zu geſtalten, daß aber kein Genie vermag, die Simplicität jener primitiven Verhältniſſe in originalen Erfindungen zu erreichen, innerhalb welcher jene Geſtalten erſt eine Wahrheit werden. Ich will gar nicht von den Romantikern reden, von denen Roſenkrantz ſehr treffend ſagt, daß viele von ihnen das Märchenhafte darin zu ſuchen ſchienen, daß ſie die Natur verfälſchten und verfrazzten; bei ihnen Allen artet die Phantaſie in Phantaſtik aus, und weil ſie überhaupt ein die Phantaſie beherrſchendes Stilgeſetz nicht gern anerkannten, ſo konnte ihnen nichts willkommener ſein als die Theorie von einer Dichtungsart, deren Weſen in der Regelloſigkeit der Einbildung beſtünde. Doch auch die beſſeren modernen Märchendichter ſind in die beiden Fehler verfallen, die, wie mir ſcheint, dieſen Verſuchen unvermeidlich anhaften: ihre ernſthaften Märchen ſind entweder bizarr oder ſentimental. Bizarr, d. h. willkürlich und deshalb häßlich mit der Wirklichkeit contraſtirend werden ſie, ſobald ſie die Verhältniſſe des modernen täglichen Lebens mit dem Wunder combiniren, und indem ſie die bekannten und gewohnten Zuſammenhänge hier und da durchbrechen, ſeinen ganzen Beſtand in Frage ſtellen.

Je geiſtreicher ſie hierin verfahren, deſto mehr rufen ſie den Eindruck des Unheimlichen und Beängſtigenden hervor, was das echte Märchen niemals thut. Die Sentimentalität herrſcht in ihnen vor, ſobald ſie die moderne Denk- und Empfindungsweiſe den Natur-Dingen beilegen, wie Anderſen das in ſo virtuoſer Weiſe verſteht: ſie erregen dann eine ſchwermüthige Stimmung, die den Volksmärchen ebenſo fremd iſt. In beiden Fällen ſind ſie für keinen Leſerkreis weniger geeignet als für die Kinderwelt. Wird Beides vermieden, ſo bleibt nur die directe Nachahmung und Wiederholung der alten Motive, oder das Märchen muß ſich eine ganz neue Region eröffnen, der denn auch alle wirklich guten modernen Märchen, auch der genannten Dichter, in der That angehören. Die Phantaſie muß das ihr unentbehrliche, ſie lenkende Geſetz durch einen beſtimmten Ideenzuſammenhang empfangen, den der Dichter mit den reichen, von ihr gewährten Mitteln zur Anſchauung bringt; mit einem Wort: das Kunſtmärchen erreicht in ſeiner Art die künſtleriſche Vollendung nur, inſofern es im echten Sinne allegoriſch iſt.

Und Goethe's Knabenmärchen, wird man einwenden, und ſeine neue Meluſine? Die letztere iſt einfache Nachahmung, und das erſtere verfällt allerdings in den Fehler, in denſelben wie etwa Tieck's „Elfen", daß es einer ſchwelgeriſchen Phantaſie einen unberechtigten Einbruch in das wirkliche Leben geſtattet. Es beruht auf dem Reize knabenhafter Träu-

merei, die der unbestimmten Sehnsucht nach Genuß farbige und reich gestaltete Befriedigung vorspiegelt. Mag immerhin das Märchen vom „neuen Paris" mit der später erworbenen Kunst des Dichters erzählt sein, so ist es, meiner Meinung nach, aufs Wort zu glauben, wenn Goethe es als eine Erfindung seiner frühen Knabenjahre ausgiebt.

Wie schon gesagt, ganz unmöglich ist es, jenen Gebilden, die der Wunderglaube des Volkes seit seinen Kinderjahren in dem Leben und aus dem Leben sich geschaffen hat, neue Erfindungen gleicher Art ebenbürtig an die Seite zu stellen; immer wird ihnen der Grund und Boden mangeln, auf dem sie stehen können. Aber in dem unendlich weiten Reiche, das die moderne Welt als Eigenthum sich erworben hat, da mag der Dichter die Gestaltungskraft seiner Phantasie uns erweisen: die tausendfältigen Beziehungen des Gedankens mag er nicht müde werden in Bildern und Handlungen den Sinnen darzustellen und so der Erkenntniß zuzuführen. Gewiß wird er des einfachsten Mittels dazu am häufigsten sich bedienen, die das Leben beherrschenden Ideen, oder die ihm als Führer dienen sollen, durch die Nachahmung des Lebens selbst zur Erscheinung zu bringen. Gesetzt aber, es fiele ihm einmal ein, von einem höheren Standpunkte, als die Betrachtung und Darstellung des wirklichen Lebens ihn zuläßt, wo Alles sich schrittweise vollzieht, nach einem Zusammenhange der Ideen zu suchen, er stellte sich nach irgend einem Gesichtspunkte die bisherige Entwickelung der

Dinge in wenigen großen Zügen dar, und auf dieſem Grunde baute ſich ihm in die ferne Zukunft hinein eine weitreichende Perſpective auf: ſollte er ſeiner erregten Phantaſie da nicht geſtatten dürfen, die geiſtigen Potenzen, die ſich ihm in Thätigkeit und Wechſelbeziehung zeigen, zu geſtalten und zu formen, ſie mit entſprechenden Eigenſchaften auszuſtatten und ſie mit einander in Handlung zu ſetzen, wofern er nun ſicher iſt, daß dieſe ſeine ideenbefruchtete Phantaſie ihm Schönheiten gebären wird und keine Wechſelbälge? Hier mag er nun mit Zeit und Raum nach Belieben ſchalten, wunderkräftig mag er als Herrſcher über alle Naturgeſetze ſich ſtellen, um ſo eher wird es ihm gelingen, wenn er anders mit den Muſen Gemeinſchaft hat, als Einzelner den Völkern nachzuſchaffen, mit dem Bedeutenden das Schöne zu verbinden. Oder er mag umgekehrt in die engen Kreiſe des wirklichen Lebens ſich zurückwenden, es mag ihn aber gelüſten, nicht in der Individualität des einzelnen Falles, ſondern mit der typiſchen Allgemeinheit des Geſetzes die das Leben beherrſchenden geiſtigen Kräfte zu verſinnlichen: warum ſoll er nicht in derſelben Weiſe ſie zu Geſtalten verdichten und mit der Hilfe des Wunders in lebendiger Handlung ſie ſelbſt ihrer Functionen ſich entledigen laſſen? In beiden Fällen wird der Gedankeninhalt, der die Phantaſie beſtimmte, dieſe Geſtalt zu erfinden und in Thätigkeit zu ſetzen, ſie nicht hindern, der Dichtung die ganze gegenſtändliche Lebendigkeit und Wahrheit und die volle Friſche des poetiſchen

Hauches mitzutheilen, die dem echten Kunſtwerke eigen ſind, vielmehr wird anmuthige Friſche und Reichthum an gegenſtändlichen Beziehungen aus dem lebendigen Inhalte der handelnden Perſonen der Erzählung zuſtrömen.

Es bedarf eben jede freie Erdichtung eines in ihr ſelbſt liegenden treibenden Motivs.

Hierin liegt auch der Grund, warum in der modernen Märchenliteratur neben den allegoriſchen Märchen die ſatiriſchen den erſten Platz behaupten. Eine genaue Prüfung der Anderſen'ſchen Märchen wird, wie ich glaube, dieſe Reſultate beſtätigen. Uebrigens hat auch das Alterthum Beiſpiele allegoriſcher Märchen aufzuweiſen, wie z. B. das Märchen von Amor und Pſyche; und wenn manche der ſokratiſch-platoniſchen Fictionen wie z. B. im Phädrus und im Sympoſion im ſtrengſten Sinne nicht dazu gerechnet werden können, ebenſo wenig als Leſſing's Erzählung von den drei Ringen im Nathan, ſo liegt das einmal daran, daß dieſe Stücke epiſodiſch und nicht ſelbſtſtändig auftreten, und dann, daß ſie eben deshalb der epiſchen Fülle zu Gunſten einer ſtrengeren Verdeutlichung der Gedanken entſagen. Das allegoriſche Märchen verfährt anders: hat es ſeine Perſonen und deren gegenſeitige Hauptbeziehungen und Entwickelungen nach Maßgabe der leitenden Ideen feſtgeſtellt, ſo ſchafft es ihnen eine eigene Welt, in welcher ſie ſich frei bewegen, in der ſie leben und weben, wirken und ſchaffen, nicht ſowohl als lediglich ideelle Functionen, ſondern mit der heitern Anmuth und

Fülle des gesammten poetischen Apparates, dessen überall die Dichtung sich bedient.

Als das vollendetste Musterstück der so bezeichneten Gattung erscheint mir Goethe's Märchen in den Unterhaltungen. Und so glaube ich es denn auch als eine entscheidende Probe bezeichnen zu müssen, durch welche eine richtige Deutung desselben sich zu bewähren hätte, daß nicht allein der specifisch märchenhafte Reiz desselben durch die Deutung nicht zerstört werden müßte, daß nicht allein der geringste Zwang der Interpretation vermieden sein und doch die Existenz einer jeden handelnden Person und ihre Hauptäußerungen motivirt erscheinen müßten, sondern daß der poetische Genuß, den das Märchen an sich in so hohem Maße gewährt, durch die richtige Deutung, was das Ganze und was jeden einzelnen Theil betrifft, sich verdoppele.

II.

Wenn von den vielen vorhandenen Deutungen keine einzige der so gestellten Forderung genügt, so liegt das meines Erachtens daran, daß sie in dem einen Punkte, in dem sie alle mehr oder minder einig sind, sämmtlich irren: daß sie nämlich alle dem Märchen eine Beziehung auf die französische Revolution zuschreiben, an welche auch die, welche gar keine politische Idee darin entdecken, wenigstens mittelbar anknüpfen. Diese Annahme schien durch die Zeitverhältnisse sowie durch die Einleitung der Unterhaltungen nahegelegt.

Wollen wir uns die Stimmung vergegenwärtigen, mit welcher Goethe den damaligen, von Grund aus bewegten Zeitereignissen gegenüberstand, so giebt es dazu kein besseres Mittel als die Lecture der Schriften, in welchen er freilich fast drei Jahrzehnte später, aber doch nach unmittelbaren Aufzeichnungen, seine damaligen Erlebnisse darstellt: „Die Campagne in Frankreich" und „Die Belagerung von Mainz". Aus derselben Zeit, in der jene Tagebücher geschrieben wurden, stammt der Entwurf zu den „Unterhaltungen", die bekanntlich schon 1793 begonnen wurden.

Bis zum Ueberdrusse ist das Thema von Goethe's man-

gelndem Patriotismus behandelt worden. Was ist dem einzigen Manne in dieser Beziehung nicht Alles nachgeredet und übel gedeutet worden. Freilich geschieht das heute nicht mehr mit der an Fanatismus grenzenden Gehässigkeit, wie das in den dreißiger und vierziger Jahren bei den literarischen Größen des jungen Deutschlands Mode war. Börne liefert davon die ergötzlichsten Proben.

Ein Wiener Gelehrter hatte an ihn über Goethe geschrieben: „Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit. . . . . Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire . . . . . Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper, und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt. Ja Fürsten-, Despotendichter sollte er eigentlich heißen." Dazu bemerkt Börne Folgendes:

„Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist verbreitet genug — sondern den Muth zu verbreiten, sie auszusprechen, Goethe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt und wie leicht denn mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheure hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im deutschen Auge, wenig, nichts, ein Bischen Horn, aber beseitigt das — und eine Welt wird offenbar. . . . . Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum." Und an einer anderen Stelle:

„Goethe, der angſtvoller als eine Maus beim leiſeſten Geräuſch ſich in die Erde hineinwühlt und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach ſich ſelbſt die todtgeſchaffenen Steine ſehnen — Alles, Alles hingiebt, um nur in ſeinem Loche ungeſtört am geſtohlenen Speckfaden knuppern zu können!“ In ähnlichem Tone ſprechen gelegentlich die Scherr und Wolfg. Menzel von Goethe, um ihrer eigenen Freiheitsliebe ein Zeugniß auszuſtellen, von denen z. B. der erſtere den Taſſo ein widerlich ſerviles Product, das Hohelied der deutſchen Bedientenhaftigkeit nennt, während es in dem „Büchlein von Goethe“ folgendermaßen heißt: „Laßt einmal zwanzig, dreißig Jahre durch das Land gehen und ſich alle gährenden Elemente geſondert und geſchieden haben, laßt uns Deutſche noch mehr zur Selbſtbewußtheit unſeres Weſens gelangt ſein, und dann gebt einmal Acht, weſſen Liebling er noch iſt, und was von ſeinen vierzig Bänden noch geleſen wird.“

Die Prophezeiung iſt nicht eingetroffen; aber noch immer iſt es bei einem Theile des deutſchen Publikums und auch der Gelehrten beliebt, auf den Politiker Goethe zu ſchelten. Da iſt einmal ſein Mangel an Enthuſiasmus für die Ideen von 1789, da iſt ferner ſeine Anerkennung Napoleon's, da iſt drittens, der ſchwerſte Vorwurf, die Paſſivität ſeiner Haltung in der Zeit der Freiheitskriege. Auch Schiller entgeht dieſen Tadlern nicht, aber von ihm hat das deutſche Volk doch wenigſtens eine Anzahl erhebender und zündender patriotiſcher Dichterworte, die Zierden auf dem Panier der natio-

nalen Bewegung, während man bei Goethe nach ſolchen pathetiſchen Weckrufen der vaterländiſchen Begeiſterung vergeblich ſucht. Ja, man findet ſie nicht, aber man leſe ihn, ich will nicht ſagen mit der Pietät, die er verdient, ſondern nur ohne Vorurtheile, und man wird Anderes die Fülle finden, was mehr iſt als Erſatz.

Vor Allem! Goethe war keine pathetiſche Natur wie Schiller, und dennoch macht die Begeiſterung den Grundzug ſeines Weſens aus; von ihm rührt das Wort her: „Das Beſte, was wir aus der Geſchichte lernen, iſt der Enthuſiasmus.“ Aber wie bei Schiller das declamatoriſche Pathos ſeiner Jugend mit zunehmenden Jahren immer mehr der ruhigen Klarheit einer überlegenen Weltanſchauung Platz machte, ſo war bei Goethe die dazu erforderliche Reife ſchon in überraſchend frühem Lebensalter eingetreten. Seine Anlage und Erziehung, ſowie ſeine Lebensverhältniſſe wirkten dazu in gleicher Weiſe mit. Schiller behielt auch in ſeinen letzten Jahren die Neigung, deren übertriebenes Vorwalten der Fehler ſeiner Erſtlingswerke iſt, von dem Feuer abſtract gefaßter Ideal-Vorſtellungen unmittelbar ergriffen, ſich fortreißen zu laſſen und ihnen ſo den Ausdruck zu geben, der eben, ſofern er einſeitig iſt, gerade am meiſten zu erfaſſen vermag.

Es iſt bekannt, mit welchem Widerſtreben Goethe ſich im Beginne ſeines engeren Verkehrs mit Schiller dazu verſtand anzuerkennen, daß auch er der ſpeculativen Ideen nicht

entrathen könnte; dennoch kehrte er immer auf's Neue zur Anſchauung und zur Erfahrung zurück. „Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem ſowohl die Speculation als die willkürliche und blos ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo gern verliert," ſo ſchrieb in jenem berühmten Brief Schiller an ſeinen neu gewonnenen Freund. Einer ſolchen Natur mußte das, was der moderne Liberalismus „politiſche Geſinnungstüchtigkeit" nennt, in ſeinem Grundweſen, wie in allen ſeinen Aeußerungen tief verhaßt ſein, zumal da er ſelbſt ein praktiſch thätiger Staatsmann war; daß ſein Wirkungskreis ein kleiner war, ändert an der Sache gar nichts. Ich meine, daß er das bloße Schwärmen für Freiheitsideale und den eifernden Streit über politiſche Theorien für gar nichts hielt, ja für ſchädlich, inſofern er den Schein einer Wirkſamkeit erweckt, die doch nichts ſchafft. Jede Oppoſition, äußerte er einmal gegen den Kanzler von Müller, ſcheine ihm abſurd, „die nicht zugleich etwas Poſitives erſtrebe". Er ſchätzte nur die ſchaffende Thätigkeit. Nichts Schlimmeres gab es ihm, als „ſich im finſtern Kreiſe ewigen Tadelns des Beſtehenden herumzutreiben". Eine förmliche Theorie der Unzufriedenheit ſtellte er gegen den Kanzler auf: „Was wir in uns nähren, das wächſt; das iſt ein ewiges Naturgeſetz. Es giebt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Oppoſition, der Zweifelſucht giebt. Je mehr wir ihm Nahrung

zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es ſich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geſchwür umwandelt und verderblich um ſich frißt. Dann ſetzt ſich Reue, Vorwurf und andere Abſurdität daran, wir werden ungerecht gegen Andere und gegen uns ſelbſt. Die Freude am fremden und eigenen Gelingen und Vollbringen geht verloren; aus Verzweiflung ſuchen wir zuletzt den Grund alles Uebels außer uns, ſtatt es in unſerer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menſchen, jedes Ereigniß in ſeinem eigentlichen Sinne, gehe aus ſich heraus, um deſto freier wieder bei ſich einzukehren."

So finden ſich in ſeinen Schriften allerdings weder Declamationen gegen die Tyrannen, noch Tiraden zum Lobe der Freiheit, noch überhaupt irgend welche zum Handeln auffordernde Aeußerungen über Dinge, die nicht in dem Bereiche ſeines eigenen Wirkens lagen. Dennoch iſt er im eminenteſten Sinne ein politiſcher Menſch geweſen: nicht allein durch das ſtille Wirken in der Verwaltung des Weimarer Ländchens, ſondern dadurch, daß er mit den gewaltigen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln unaufhörlich und unermüdet auf die unmittelbare organiſche Fortentwickelung des Beſtehenden zum Beſſern ſich richtete. Seine Mittel aber waren geiſtiger Natur, und ſo iſt ſein Wirken geweſen. „So wie ein Dichter politiſch wirken will," ſagt er zu Eckermann, „muß er ſich einer Partei hingeben, und ſowie er dieſes thut, iſt er

als Poet verloren; er muß ſeinem freien Geiſte, ſeinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl ſagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Haſſes über die Ohren ziehen."

„Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er hinabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft." Aus dem ſo gewählten Beiſpiele geht deutlich hervor, daß Goethe mit dem engherzigen Patriotismus, den er ausſchließt, nichts Anderes meinte, als was wir heute unter dem Namen des Particularismus ebenſo verurtheilen.

„Und was heißt denn," fährt er fort, „ſein Vaterland lieben, und was heißt denn patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? Und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? — An einen Dichter ſo ungehörige und undenkbare Anforderungen zu machen, wäre ebenſo, als wenn man

von einem Regimentschef verlangen wolle: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber iſt ſein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot ſein, wenn er ſich um politiſche Dinge gar nicht bemüht, als ſoweit ſie ihn angehen, und wenn er dagegen ſeinen ganzen Sinn und ſeine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und ſie ſo gut einzuexerciren und in ſo guter Zucht und Ordnung zu erhalten ſucht, daß ſie, wenn das Vaterland einſt in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann ſtehen."

„Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht."

An einer anderen Stelle, an der er ſich für einen Freund des Beſtehenden erklärt, aber nur ſoweit daſſelbe vortrefflich, gut, gerecht wäre, heißt es: „Für eine Nation iſt nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen ..... Alle Verſuche, irgend eine ausländiſche Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, ſind daher thöricht und alle beabſichtigten Revolutionen ſolcher Art ohne Erfolg; denn ſie ſind ohne Gott, der ſich von ſolchen Pfuſchereien zurückhält. Iſt aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer

großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten große Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Ueber die Reactionsbestrebungen der zwanziger Jahre äußert er sich gegen den Kanzler folgendermaßen: „Im Princip das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit Ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsterniß zu Hilfe; ich den Verstand und das Licht."

So findet er auch Deutschlands Aussichten auf Verwirklichung seiner Einheit in den Bestrebungen, den Verkehr und die wirthschaftliche Einheit zu fördern. Seine Größe und seine Hoffnung findet er „in seiner bewunderungswürdigen Volkscultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat".

Daher weihte er der Förderung derselben sein ganzes Leben.

Mit seinen Kräften, also als Dichter, dem Vaterlande

zu dienen, das war sein Patriotismus. Hieraus, aus dem Umstande, daß er von früher Jugend an die „festen Wurzeln seiner Kraft" tief eingesenkt hatte in den fruchtbaren Boden einer dem Vaterlande geweihten, treuen Wirksamkeit, hieraus ergab sich ihm früh die leidenschaftslose Ruhe, die ihn befähigte, mit wundervoller Klarheit dem bewegten Schauspiel um ihn her zuzuschauen. Nicht daß ihm die liebevolle Begeisterung fehlte, — wer war reicher daran als er — aber die einzige Begabung seiner Natur und die einzige Kraft und Ausdauer, mit der er sie entwickelt, gestattete ihm, den Blick in die Ferne gerichtet, das leidenschaftliche Für und Wider des beschränkten Tagesstreites zu überspringen und in der Richtigkeit seines Fühlens und Denkens das Gleichmaß zu bewahren. So erwuchs ihm die großartig überlegene und wahrhaft unparteiische Haltung, mit der er den Weltereignissen sich gegenüberstellen durfte.

Ist das bequeme, genußsüchtige Schlaffheit, vornehmes Ablehnen der bürgerlichen Pflichten? So freilich haben es die modernen Freiheits-Propheten genannt, deren Kraft in der überschäumenden Phrase ihren Anfang und ihr Ende hatte. Wer aber die Widerlegung nicht in jedem seiner Werke findet, der schaue auf die tägliche, arbeitsvolle Wirksamkeit des Mannes oder er blicke auf ihn, wie er vor Mainz sich mitten in die empörte Volksmenge wirft und die dem sicheren Tode geweihten Opfer ihr entreißt.

Jene Ruhe gegenüber den Ereignissen, die in der Cam-

pagne in Frankreich, in der Belagerung von Mainz, in so vielen anderen seiner Werke, ihm heftige Gegner geschaffen, es ist nicht die Ruhe der Schlaffheit, es ist die Ruhe der Kraft, die ihm oft genug eine Frucht schweren inneren Kampfes gewesen sein mag. So äußert er sich in der ihm eigenen anspruchslosen Weise am Schlusse der Campagne: „Uebrigens läßt sich hierbei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten daran sind, welche Partei nehmen: was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden; das Ungünstige ignoriren sie, lehnens ab, oder legens wohl gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfenden Theile zu durchdringen, wo er dann, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen. Und mit welchem Cyclus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!“

Und so stand er den ungeheuern Ereignissen in Frankreich gegenüber: „Das was mich innerlich beschäftigte, erschien mir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandgeschichte als düstere Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung: den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.“

„Indem mich nun dies Alles in Gedanken bedrängte,

beängſtigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande ſich ſpielend mit Geſinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schickſale vorbereiteten."

„Ich kannte genug edle Gemüther, die ſich gewiſſen Ausſichten und Hoffnungen, ohne weder ſich noch die Sache zu begreifen, phantaſtiſch hingaben, indeſſen ganz ſchlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen ſtrebten."

Und weiter: „Die Nachbildungen des Zeitſinnes blieben für mich eine Art von gemüthlich tröſtlichem Geſchäft. Die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, fragmentariſcher Verſuch, das unvollendete Stück die Aufgeregten ſind ebenſo viele Bekenntniſſe deſſen, was damals in meinem Buſen vorging; wie auch ſpäterhin Hermann und Dorothea noch aus derſelbigen Quelle floß, welche dann freilich zuletzt erſtarrte."

Auf vortreffliche Weiſe gelangt in der Einleitung zu den Unterhaltungen jener unparteiiſche Standpunkt des Dichters zur Erſcheinung. Eine überrheiniſche deutſche Ariſtokraten-Familie, durch die Revolutions-Kriege zur Auswanderung getrieben, tritt auf geſichertem deutſchen Boden mit gewichtigen Männern des Vaterlandes in geſelligen Verkehr. Die zahlreich vorhandenen Gegenſätze in der Beurtheilung der Revolution und ihrer Bedeutung für die Welt kommen zum Ausdruck und reizen ſich wechſelſeitig zu immer ſchrofferer Aeußerung, bis ſie endlich einem Allen gleichmäßig er-

wünſchten Verkehr, der in den bedrängten Zeiten durch gegenſeitiges ſich Tragen und Stützen doppelt erfordert ſchien, durch einen unheilbaren Bruch ein Ende machen. Es konnte keine günſtigere Situation gefunden werden, um das, was Goethe's politiſches Grundprincip war, zur deutlichen Anſchauung zu bringen: der Streit der Worte hemmt und zerſtört, nur das ſelbſtloſe Schaffen bringt Gedeihen und Förderung. So äußert gleich im Anfange die Baroneſſe: „Doch wie den reiſenden Engländer der Theekeſſel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, ſo wird die übrige Maſſe der Menſchen von ſtolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigenſinn, Schiefheit im Urtheil, von der Luſt, ihrem Nebenmenſchen tückiſch etwas zu verſetzen, überall hin begleitet . . . . . Wie ſelten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für Andere zu leben, für Andere ſich aufzuopfern getrieben wird.“ Das hindert die Gemüther nicht, aufeinander zu platzen: Der Geheimerath geſellt ſich zu dem Kreiſe: „ein Mann, dem die Geſchäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, der das Zutrauen ſeines Fürſten verdiente und beſaß. Er hielt ſich ſtreng an Grundſätze und hatte über manche Dinge ſeine eigene Denkweiſe. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das Gleiche von Andern. Ein conſequentes Betragen ſchien ihm die höchſte Tugend. Sein Fürſt, das Land, er ſelbſt hatten viel durch den Einfall der Franzoſen gelitten, er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Geſetz ſprach,

kennen gelernt, und den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten; er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Heftigkeit aufnahm."

Dagegen ist Karl, der Neffe der Baronesse, ein enthusiastischer Freund der Neufranken, „deren Gesinnung er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen Einzelner beurtheilte" und unterschiedslos mit unmäßigem Lobe überschüttete. In äußerster Heftigkeit entbrennt der Streit bei dem Urtheil über die Mainzer Clubbisten, da es sich hier um den Versuch einer Uebertragung der Neuerungen auf den heimischen Boden handelt. Der Streit nimmt den Verlauf, wie Goethe ihn bis zum äußersten Ueberdruß so häufig um sich her erlebt hatte, und dem politische Controversen zu allen Zeiten unter nur annähernd verwandten Umständen wie nach einem innewohnenden Naturgesetze unterworfen sind: er endet mit einer grellen Dissonanz.

Das Unbehagen, welches des gestörten Kreises sich bemächtigt, wird durch energisch-verständige Einwirkung der Baronesse allmälig gehoben, die in goldenen Worten für die Forderung einer durch geistige Bildung veredelten, durch Selbstbeherrschung getragenen Geselligkeit eintritt. Man trifft die Auskunft, daß man die unentbehrliche Aeußerung lebhaft gehegter Ueberzeugungen auf den engeren Verkehr mit Gleichgesinnten beschränken will, und daß die Unterhaltung des

größeren geſelligen Cirkels durch erfreuliche Mittheilung des Wiſſenswerthen, Schönen und allgemein menſchlich Intereſſanten gebildet werden ſoll. So geht die Einleitung zu den Unterhaltungen weit darüber hinaus, etwa nur den Rahmen zu den nachfolgenden Erzählungen zu bilden, ſie giebt vielmehr, abgeſehen von der vortrefflichen Art, wie ſie Goethe's Meinung über die Unleidlichkeit des ſogenannten „politiſchen" Streitens und über den Werth einer wirklichen, echten Unterhaltung darſtellt, in ſehr entſchiedener Weiſe ſeine Stellung zu der franzöſiſchen Revolution zu erkennen. Durch das, was in den feurigen Reden Karl's Grund hat, zollt er den gerechten Impulſen und Forderungen derſelben volle Anerkennung, während zugleich in den Abweiſungen des Geheimeraths ihre Verirrungen auf das treffendſte bezeichnet und die Verſuche, die in Frankreich unvermeidlich gewordene Umwälzung nach Deutſchland zu verpflanzen, auf das entſchiedenſte verurtheilt werden.

Nun folgt auf die Geſpenſtergeſchichten und novellenartigen Erzählungen, mit denen der Alte die Geſellſchaft unterhält, das Märchen, deſſen unverkennbar politiſche Elemente die Erklärer denn auf die Auskunft gebracht haben, Goethe habe in neckiſcher Weiſe die principiell ausgeſchloſſene Frage über die Revolution hier in einer Verkleidung aufs Neue introducirt. Ich glaube, diejenigen haben Recht, die eine ſolche Handlungsweiſe als in ſich abgeſchmackt Goethen nicht imputiren wollen. Ich bin im Gegentheil der Ueberzeugung,

daß Goethe dieſes Themas ſo herzlich überdrüſſig war, wie nur die Perſonen ſeiner fingirten Unterhaltungen ſelbſt. Aber wenn man die leidigen Discurſe über die brennenden Tagesfragen ausgeſchloſſen hatte, wo ſteht denn in der Einleitung zu den Unterhaltungen geſchrieben, daß man ſich auch eine jede Reflexion über die großen hiſtoriſchen Verhältniſſe alter und neuer Zeit, der eigenen Heimath und fremder Länder unterſagt hatte, daß man nicht vielmehr dieſe, ſofern ſie den leidenſchaftlichen Parteiſtreit nicht berührten, als mit zu den willkommenſten Gegenſtänden einer belebenden und erfreuenden Unterhaltung gehörig betrachtete. Gerade ſo äußert ſich die Baroneſſe: „Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beiſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt! Wie lange haſt Du uns, lieber Karl, nichts von fernen Ländern und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt! Wie lange haben Sie — ſo redete ſie den Hofmeiſter an — die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen!“

Noch unmittelbar vor dem Beginne des Märchens hören wir von der Baroneſſe eine ſolche allgemeine politiſche Bemerkung, indem ſie auf die von dem Geiſtlichen angeführte Lebensregel, welche die Moral der letzten Erzählung enthält: „Eigentlich ſollte jeder Menſch ſowohl ſich ſelbſt Enthaltſamkeit

als Anderen Gehorsam geloben, nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben," erwiedert: „So komme auch in einem Reiche Alles auf die executive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig sein, als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sei."

Um es kurz zu sagen: eine genaue Prüfung der ganzen Sachlage und vor Allem des Märchens selbst hat für mich dies Ergebniß, daß das Märchen mit der Revolution lediglich gar nichts zu schaffen hat, daß es aber dennoch durch und durch politisch ist: es handelt von dem deutschen Vaterlande; es stellt dar, wie innerhalb der ungenügenden und hoffnungslosen Zustände des deutschen Reiches die Kräfte der Nation, durch die folgenreichsten Anregungen geweckt, sich in immer bedeutsamerer Thätigkeit zu regen beginnen, wie sie mit immer klarer werdendem Bewußtsein sich alle gemeinsam immer mehr einer großen Aufgabe zuwenden; in einer wahrhaft prophetischen Vision läßt es alle diese vereint wirkenden Kräfte das Werk der Erlösung und Wiedergeburt der Nation zur glorreichen Vollendung bringen.

Wenn die Brücke gebaut ist, der Tempel am Flusse steht, dann wird die Nation in innerlicher Einheit und in äußerlich gerüsteter Kraft dastehen; diesen Sinn hat für mich auch jene Aeußerung Goethe's in seinem Briefe an Schiller vom 26. September 1795. „Selig sind, die da Märchen schreiben; denn Märchen sind à l'ordre du jour. Der Land-

graf von Darmſtadt iſt mit zweihundert Pferden in Eiſenach angelangt, und die dortigen Emigrirten drohen ſich auf zu repliiren. Der Kurfürſt von Aſchaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach! — warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe,
Ach! — warum iſt die Brücke nicht gebaut!

Ich wünſche indeſſen, weil wir doch immer Menſchen und Autoren bleiben, daß Ihnen meine Production nicht mißfallen möge. Wie ernſthaft jede Kleinigkeit wird, ſobald man ſie kunſtgemäß behandelt, habe ich auch diesmal wieder erfahren. Ich hoffe, die 18 Figuren dieſes Dramatis ſollen, als ſoviel Räthſel, den Räthſelliebenden willkommen ſein."

Es iſt dies die einzige Stelle, an der Goethe den Schleier einmal lüftet.

Es war die Zeit, als nach dem Baſeler Frieden das Reich durch die entgegengeſetzten Beſtrebungen Preußens, die Einzelſtaaten zu dem Separatfrieden hinüberzuziehen, und Oeſterreichs, ſie bei ſeiner Politik zu erhalten, zerriſſen wurde. Als nun aber bei der Wiedereröffnung des Feldzuges die Franzoſen in raſchem Fortſchreiten über den Rhein drangen, da erreichte die völlige Zerrüttung ihren Höhepunkt. Damals, als man ſelbſt die Gegner in ſcheuer Angſt ſich hinter die ſchützende Neutralitätslinie flüchten ſah, als es nun aller Welt klar wurde, daß die äußere Einheit des Reiches auch nur ein Name zu ſein ſchon aufgehört hatte, ſchrieb Goethe jene reſignirten Zeilen. Nach ſeiner Weiſe geſtattete er nur für einen

Moment den Blick in das Innere seines Verhaltens gegenüber den Welthändeln; seine Stellung zum Herzog hatte ihm hierin vom ersten Augenblick die strengste Zurückhaltung zur unverbrüchlichen Gewohnheit gemacht. Er kehrt dem Freunde gegenüber sofort zu den ästhetischen Interessen zurück. Aber es ist nicht mißzuverstehen, wenn er gerade in dieser Verbindung die Personen seines Märchens als Räthsel bezeichnet.

Die eine Aeußerung von Schiller, die auf seine Meinung über den Sinn des Märchens einen Schluß erlaubt, spricht gleichfalls dafür, daß er ihm eine politische Bedeutung beilegte: „Sie haben sich durch die Behandlungsweise die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen," schreibt er am 29. August. Und am 16. October: „Es ist mir in der That lieb, Sie noch ferne von den Händeln am Main zu wissen. Der Schatten des Riesen könnte sie leicht etwas unsanft anfassen. Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie so in die Welt hineingeworfen zu denken, indem ich zwischen meinen papiernen Fensterscheiben sitze und auch nur Papier vor mir habe, und daß wir uns doch nahe sein und einander verstehen können."

Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß Schiller somit auch die anderen Personen des Märchens sich in politischem Sinne deutete. Dennoch bin ich der Ueberzeugung, daß weder ihm noch irgend einem Andern Goethe jemals selbst die zusammen-

hängende Auslegung gegeben hat: Niemand iſt eben gern ſein eigener Interpret, am allerwenigſten aber mag der Dichter deſſen Amt gegenüber den Gebilden der eigenen Phantaſie übernehmen.

Mochte ein Jeder es zu verſtehen ſuchen, und wer es nicht verſtand, mochte der es für ein bedeutungsloſes Spiel der Phantaſie halten. Oft genug mag Goethe dringlichen Fragen oder freundſchaftlichen Andeutungen gegenüber ſich hinter einem ſolchen Vorgeben verſchanzt haben. Oder will man es für etwas Anderes als eine feine, leicht ironiſche Ausflucht halten, will man es als Ernſt verſtehen, wenn er an W. v. Humboldt ſchreibt: „Es war freilich eine ſchwere Aufgabe, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu ſein.“ Eine bewußte Myſtification alſo, und wie er an Schiller ſchreibt, ernſthaft und kunſtmäßig behandelt! Ich würde es nicht glauben, auch wenn ich in dem Märchen ſelbſt den klaren Gegenbeweis nicht erblickte. Auch folgende Aeußerung Goethe's gegen Riemer aus dem Jahre 1809 ſpricht dagegen: „Das Märchen komme ihm gerade ſo vor, wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch auf Napoleon deute. Es fühle ein Jeder, daß noch etwas drin ſtecke, und wiſſe nur nicht, was.“

Freilich blieb ihm nichts übrig, als die Deutung zu verleugnen, und daß er das konnte, dafür war eben durch den Umſtand für alle Zeiten ausreichend geſorgt, daß er keine gewöhnliche Allegorie

gemacht hatte, ſondern eben ein Märchen! So iſt das Xenion zu verſtehen:

Mehr als zwanzig Perſonen ſind in dem Märchen geſchäftig.
„Nun und was machen ſie denn alle?“ „Das Märchen, mein Freund'!“

Der ernſten Bedeutung kann das Spiel der künſtleriſchen Phantaſie nicht entbehren, aber der verſtändige Sinn muß ſo völlig im Feuer der Schönheit geſchmolzen ſein, daß er wohl als eigener Geiſt den Perſonen der Handlung innewohnt, nicht aber als der ihnen fremde Geiſt des Dichters ſie in verſtändlicher Weiſe äußerlich beſtimmt. Genau in dieſem Sinne ſchreibt Goethe am 4. Februar 1797 an Schiller: „Vielleicht bildet ſich die Idee zu einem Märchen, die mir gekommen iſt, weiter aus. Es iſt nur gar zu verſtändig und verſtändlich, drum will mir's nicht recht behagen; kann ich aber das Schiffchen auf dem Ocean der Imagination recht herumjagen, ſo giebt es doch vielleicht eine leidliche Compoſition, die den Leuten beſſer gefällt, als wenn ſie beſſer wäre.“ Und ebenſo verſtehe ich den ſchon erwähnten Brief an Humboldt, in welchem er mit der feinſten Ironie gerade das ausführt, was Jener im Märchen nicht zu finden vermocht hatte: „Es war freilich eine ſchwere Aufgabe, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu ſein. Ich habe noch ein anderes Märchen im Sinne, das aber gerade umgekehrt ganz allegoriſch werden ſoll und das alſo ein ſehr ſubordinirtes Kunſtwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine ſehr lebhafte Darſtellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem

Augenblicke zu tilgen.“ Ganz daſſelbe finde ich ſchließlich in den das Märchen unmittelbar vorbereitenden Worten der Unterhaltungen: „Die Einbildungskraft iſt ein ſchönes Vermögen,“ ſagt Karl zum Alten, „nur mag ich nicht gern, wenn ſie das, was wirklich geſchehen iſt, verarbeiten will: die luftigen Geſtalten, die ſie erſchafft, ſind uns als Weſen einer eigenen Gattung ſehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt ſie meiſt nur Ungeheuer hervor und ſcheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verſtande und mit der Vernunft im Widerſpruche zu ſtehen. Sie muß ſich, däucht mich, an keinen Gegenſtand hängen, ſie muß uns keinen Gegenſtand aufdringen wollen; ſie ſoll, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringt, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen, und zwar ſo, daß wir vergeſſen, daß etwas außer uns ſei, das dieſe Bewegung hervorbringt.“

Dieſe extreme Anſicht, die Goethe eine ſeiner Perſonen ausſprechen läßt — dieſelbe, welche nachher die Romantiker aufgriffen — modificirt er doch durch die Erwiderung des Alten:

„Fahren Sie nicht fort, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umſtändlich auszuführen! Auch das gehört zum Genuß an ſolchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen: denn ſie ſelbſt kann nicht fordern, ſie muß erwarten, was ihr geſchenkt wird; ſie macht keine Plane, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern ſie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin

und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden. Laſſen ſie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erſt die ſonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in früheren Jahren oft unterhielten. Dieſen Abend verſpreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden ſollen."

Und ſo bin ich am Ziele, um das Schlußreſultat auszuſprechen.

Goethe's Production iſt ein wirkliches Märchen: als wirkliche Weſen handeln ſeine Perſonen, mit eigenem, ſelbſtſtändigem Leben begabt, durch eine frei ſich bewegende Phantaſie in anmuthende Thätigkeit verſetzt. Es iſt vollkommen wahr, was A. W. von Schlegel von dem Märchen ſagt: „Eine Reihe der lieblichſten Bilder zieht uns fort; ſie gehen zuweilen in eine lächelnde Charakteriſtik und dann wieder in's Rührende über. Nie gab es einen liebenswürdigeren Schmerz als den der ſüßen Lilie; überhaupt erregt ſie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen ſie führt, in freier Luft einathmet."

Doch eben weil das Gedicht ein echtes Märchen iſt, ſo ſind ſeine Geſtalten keine Gebilde leerer Willkür, ſondern auf dem Grunde von Realitäten ſind ſie durch die Zaubermacht der Phantaſie erſchaffen, und ebenſo iſt ihr Thun und Treiben bei aller Freiheit kein buntes „Spiel von Schnörkeln

und Arabesken", sondern durch dasselbe Gesetz, welches ihnen Leben einhauchte, unsichtbar geregelt. Allegorisch ist es dennoch durch und durch, denn diese Gestalten mit ihrem Thun und Treiben lassen uns eine großartige Gedankenreihe im bedeutendsten Zusammenhange erkennen. Weil aber durch die vollkommenste Aehnlichkeit diese Begriffe und diese Gestalten sich fortwährend völlig decken, deshalb ist diese Allegorie zum vollendetsten Gedichte geworden, wie jede echt künstlerische Allegorie zum echten Kunstwerke wird.

Kein heilkräftigeres Mittel konnte Goethe finden, um der beängstigenden Wirkung der unentrinnbaren Zeitverhältnisse sich siegreich zu widersetzen, als daß er, die Noth des Vaterlandes gewahrend, den Blick auf alle die starken Kräfte wandte, die, seit lange schon im Ringen begriffen, in einer von fern her leuchtenden Zukunft ihm den gewissen, schönen Sieg verhießen.

Das Märchen enthält die Prophezeiung dieser Zukunft, die auf dem Gelingen der Arbeit sich aufbaut, an welche Goethe selbst den besten Theil seiner Kräfte setzte.

Eben deswegen durfte nie aus seinem Munde das Wort der Lösung erwartet werden.

Den Zeitgenossen blieb das „offenbare Geheimniß" verschlossen, wie es den Späteren sich verhüllte, bis die theilweise Erfüllung jener Vision es leichter machte, den Schleier zu lüften.

Was aber die Frage betrifft, ob die Deutung, die ich

auf dem angegebenen Grunde verſuchen will, im Ganzen die richtige und bis in die Einzelheiten zutreffend ſei, darüber muß die andere Frage entſcheiden, ob ſie der oben von mir geſtellten Forderung entſpricht: „daß nicht allein der Märchenreiz durch die Deutung nicht zerſtört werde, daß nicht allein jeder Zwang der Interpretation vermieden ſein müſſe, ſondern daß der poetiſche Genuß, was das Ganze und was die einzelnen Theile betrifft, ſich lebendiger, reicher und tiefer geſtalte.“

III.

Als vor vier Jahren durch die gewaltigen Ereigniſſe des Krieges in wunderbarer Schnelligkeit, man möchte ſagen über Nacht, der Traum des deutſchen Volkes eine Wahrheit geworden war, da begann mitten in dem unermeßlichen Jubel jener Tage dennoch ſehr bald der Blick ſich rückwärts zu wenden mit der Frage: „Wie iſt ſo Großes möglich geworden? Wie iſt das Beiſpielloſe zu begreifen? Und wenn das Wunderbare ſo großer Schickungen auch nicht rechnend zu erklären iſt, ſo wirft doch die Betrachtung der Vergangenheit ein helleres Licht auf die Gegenwart, und wenn es durch ſie gelingt, die gegenwärtigen Verhältniſſe mit klarerem Bewußtſein zu verſtehen, ſo eröffnet ſie auch einen weiteren und ſichereren Ausblick in die Zukunft.

Unter den vielen Stimmen, die ſich damals erhoben, um unſer Volk an dieſe Pflicht einer Einkehr in ſich ſelbſt zu gemahnen, erwarb ſich mit Recht vorzugsweiſe Gehör und ungetheilte Zuſtimmung durch die Tiefe der Gedanken, Klarheit und Wärme der Darſtellung und den hohen und vollen Schwung der nationalen Begeiſterung eine Schrift von Hermann Baumgarten: „Wie wir wieder ein Volk geworden ſind.“

Gerade die Kräfte, deren wenn auch getrennter, dennoch unabläſſig ſchaffender Wirkſamkeit der Verfaſſer hier die Erhaltung und Regenerirung unſerer nationalen Exiſtenz zuſchreibt, deren endlicher Vereinigung und unzertrennbarer Verbindung er den Sieg und die Hoffnung der Zukunft dankt, gerade dieſe Kräfte ſind es, wie ich glaube, die in den Hauptzügen ihres Weſens und Wirkens ſich dem in's Innere blickenden Auge Goethe's offenbarten, und deren geſonderte Entwickelung und endliche Vereinigung er in den anfangs ſo ſeltſam erſcheinenden Fictionen des Märchens ſymboliſch darſtellte; die Aehnlichkeit trifft dabei mit einer Genauigkeit zu, die ſich bisweilen auch in den Einzelheiten, ich möchte ſagen, bis auf den wörtlichen Ausdruck erſtreckt.

Der Verfaſſer jener Brochure geht von dem Satze aus, daß wir Deutſchen, die wir in den verſchiedenſten Wiſſenszweigen das unterrichtetſte Volk ſeien, von unſerer eigenen Vergangenheit weniger wiſſen als die meiſten andern Culturvölker. Nach der Staufenzeit klafft eine weit ſich dehnende Lücke. „Luther würde ein Mann ſein, in dem wieder aller Deutſchen Wiſſen und Theilnahme ſich begegnete, wenn nicht in dem Buche unſerer Geſchicke geſchrieben geſtanden hätte, daß dieſelbe große Bewegung, welche zuerſt der Deutſchen Ueberlegenheit in jenen Stücken offenbaren ſollte, welche den Völkern am meiſten die dauernde Stellung verleihen, in Gewiſſenhaftigkeit, in ernſter Wahrheitserkenntniß, in uneigennütziger Hingebung an die reinen Mächte des Innern, daß

eben dieſe reformatoriſche Bewegung uns tiefer als irgend welche früheren Gegenſätze ſpalten ſollte."

Seitdem hat die Entzweiung nicht aufgehört. „Wir hatten eigentlich nur ein Gebiet, auf welchem ſich die Gedanken der Deutſchen ſo ziemlich einträchtig zuſammenfanden: unſere Literatur. Was ſich über Luther und Friedrich den Großen entzweiete, das vereinigte ſich Gottlob bei Leſſing, Goethe und Schiller."

Um aus dem Abgrund von Ohnmacht, Nichtigkeit und Selbſtverachtung, in den das deutſche Volk im 17. Jahrhundert verſunken war, ſich zu erheben, bedurfte es zweierlei Kräfte; außer jener geiſtbildenden brauchte es eine ſtaatbildende Kraft. „Wir mußten erlöſt werden aus jenem jammervollen Trümmerwerk, welches das deutſche Reich hieß, aus dem entſittlichenden und landverderbenden Lügenweſen der verfaulten Reichsinſtitutionen." „Wir mußten wiedergewinnen, was ſich bis dahin für alle Völker von ſelbſt verſtanden hatte, weil es ein Volk erſt zum Volke macht, den die Volksglieder zuſammenhaltenden, ordnenden, erziehenden, ſchirmenden, politiſchen Organismus."

Der Verfaſſer entwickelt dann, wie gegenüber dem vernichtenden Einfluß der jeſuitiſch-ultramontanen Politik der Habsburger und Wittelsbacher und auch im Gegenſatz gegen den bornirten Zelotismus des Ultra-Lutherthums ſich innerhalb des in langen und harten Kämpfen ſtark gewordenen Organismus des brandenburgiſch-preußiſchen Staates der erſte

Retter erhob: Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Wie dann ein Jahrhundert später ganz Deutschland dem großen Friedrich zujauchzte, der uns mit mächtigem Stoß die so lange geschlossenen Pforten nationaler Macht aufsprengte." „Schon damals trat unser ganzes Dasein unter den bestimmenden Einfluß der preußischen Führung. Das von Friedrich aufgestellte Beispiel einer aufgeklärten, gewissenhaften, von aller confessionellen Befangenheit absolut freien und doch von religiösem Hauch erwärmten Staatspraxis riß Alles mit sich fort, was unter uns irgend lebensfähig war. Zuerst erfuhr Oesterreich den heilsamen Zwang, gegenüber einem solchen Feinde die stupiden Ueberlieferungen der guten alten Jesuitenzeit abzuwerfen, in Finanzen, Heerwesen, Volksbildung etwas preußische Ordnung und Thätigkeit zu erstreben. In Nord und Süd wurden die deutschen Kleinstaaten unwiderstehlich in die preußische Bahn geschoben, der ja im gewissen Maße ganz Europa folgen mußte. Es wurde unter uns hell!"

Wenn so die staatbildenden Keime sich mächtig zu entwickeln begannen, so waren die geistbildenden Kräfte in gleicher folgenreicher Entfaltung begriffen. Aber noch standen sie, fast ohne sich zu berühren, fast feindlich sich gegenüber. „Dieses deutsche Volk, das in seiner Jugend den Idealen des mittelalterlichen Lebens so ganz sich ergeben hatte, daß es über ihnen seine realsten nationalen Bedürfnisse vollständig vergaß; welches dann beim Anbruch der neuen Zeit mit

einem ganz gleichen Idealismus den tiefſten, freilich auch einſeitigſten Zug der Reformation, das weltvergeſſende Glaubensleben, auf Koſten aller nationalen, politiſchen, wirthſchaftlichen Intereſſen pflegte, dieſes endlich in Staat- und Machtloſigkeit ſchwer geprüfte, aber auch nur noch mehr an die Reize eines kosmopolitiſchen Einzeldaſeins gewöhnte Volk mochte nur allmälig an die ſtraffe Zucht und die praktiſche Härte einer politiſchen Exiſtenz wieder herangebracht werden. Das eigentlich deutſche Naturell, möchte man ſagen, war ein ſtaatsfeindliches geworden." Die große Literatur und der große König des achtzehnten Jahrhunderts ſtanden ſich fremd gegenüber, um ſo mehr, da dieſer ſo ganz und gar als ein Schüler der franzöſiſchen Aufklärungsliteratur ſich bekannte, mit welcher unſere deutſche Kritik, ſo viel ſie ihr verdankte, gerade damals den Kampf aufnahm.

„Er ging den rauhen, ſteinigen Weg der großen Politik, und wir ſchwärmten die erſte Jugendliebe zu Allem, was gut und ſchön und erbaulich und rührend war, wir ſtanden in der thränenreichen Verzückung eines aus langer, ſchaaler Proſa zu den erſten Ahnungen der Poeſie wiedererweckten Volkes." „In ſolcher Zeit mußte natürlich der deutſche Geiſt ſeinen kühnſten Flug in den reinen Aether ewiger Wahrheit und Schönheit nehmen und das, wie er meinte, enge Treiben der Staatsmänner, die überall an Gegebenes gebunden ſind und die erhabenen Zwecke der Menſchheit kaum im dunkeln Hintergrunde ihrer Bemühungen haben, gründlich verachten."

Anders, wie bei den andern Völkern allen, erwuchs unsere große Literatur nicht aus einem Aufschwunge der gesammten nationalen Kräfte, sondern in innerlicher, auf sich selbst beschränkter, selbstständiger Entwickelung. „Das ganze Fundament dieses geistigen Baues wurde in mühsamer, überwiegend gelehrter Arbeit gelegt. Unsere Dichtung des vorigen Jahrhunderts ging in ihren Anfängen ganz überwiegend nicht aus froher Anschauung hervor, sondern aus Studium, nicht aus großen Lebenserfahrungen, sondern aus sorgfältigen Untersuchungen oder aus innerlicher Gemüthsarbeit. Erst mit dem Auftreten Goethe's wurde dieser Charakter zurückgedrängt. Aber auch bei ihm und sehr viel mehr wieder bei Schiller war das Reich der Ideen eine Hauptquelle der dichterischen Production." „Unabhängig von aller nationalen Wirklichkeit, wie sich diese Literatur heraufgearbeitet hatte, faßte sie die höchste ideale Sphäre, die rein menschliche, in's Auge." „Das Reich der Ideen, in dem sie lebten und webten, lag zu hoch über den kleinen irdischen Dingen."

Von hier ab aber muß ich von der Darstellung, der ich so lange gefolgt bin, in etwas abweichen.

Der Verfasser geht im weiteren Verlauf von der Thatsache aus, daß, trotzdem die Nation wohl niemals eine so reiche Fülle genialer Kräfte auf rein geistigem Gebiete thätig gesehen hatte, sie dennoch der tiefen Erniedrigung unter das napoleonische Joch nicht entgehen konnte. Er macht es doch jenen großen Herrschern im Geistesreiche, selbst einem

Goethe, zum Vorwurf, wenn auch in der mildeſten Weiſe, daß ſie es nicht erkannt hätten, „daß ohne politiſche Thätigkeit die Harmonie der menſchlichen Bildung nicht gewonnen werden kann.“ Jenes große und erfolgreiche Streben nach dem Schönen, jene äſthetiſche Erziehung wäre zu excluſiv, zu ariſtokratiſch geweſen. „Die große Mehrzahl der Menſchen empfängt die wichtigſten Ideen in religiöſer Form und die mächtigſten Anregungen durch ein geſund entwickeltes Volks- und Staatsleben.“ Das iſt gewiß tief und wahr bemerkt, und auch das Folgende, daß das Schwert ſprechen müſſe, um gewiſſe Thatſachen und auch gewiſſe Begriffe den Völkern verſtändlich zu machen, daß es ein verhängnißvoller Irrthum der Idee ſei, wenn ſie an ihre Selbſtherrlichkeit glaube, daß ſie erſt in der wirklichen Welt mächtig werde, wenn ſie das ſittliche Gebiet des aufopferungsvollen Handelns erobern. Ich ſage, das iſt gewiß Alles unzweifelhaft richtig und in der erwähnten Darſtellung ſehr an ſeinem Orte, aber das eine möchte ich beſtreiten, daß hiermit ein Vorwurf gegen unſere Dichter und Denker auszuſprechen ſei, die vielmehr mit dem, was ſie thaten, gerade das Rechte wollten und auch erreichten. Vor Allen Goethe. Ich habe oben darauf hingewieſen, daß ihm gewiß nicht das Vaterland etwas Gleichgiltiges war, deſſen er entrathen zu können meinte, ſondern daß er ein ſehr ſtarkes Bewußtſein davon hatte, wie ſein ganzes Wirken unzertrennlich mit dem Vaterlande verbunden und durch daſſelbe bedingt war. Aber ein Einzelner hilft eben nicht; ſondern

es müſſen ſich Viele zur rechten Stunde verbinden. Ein Jeder thue nur ſeine Pflicht im vollſten und weiteſten Sinne, und es kann an dem ſchließlichen Erfolge nicht fehlen.

Jenes, was unſerem Volke noch fehlte, um zu einer würdigen, nationalen Exiſtenz zu gelangen, konnte ihm die herrlichſte Geiſtesbildung für ſich allein nicht verſchaffen, ebenſowenig, wie ohne ſie das Ziel erreicht werden konnte. — Aber indem die Führer der geiſtigen Bewegung in Wiſſenſchaft und Kunſt ſo weit gingen, als ihre Kräfte reichten, ſorgten ſie am beſten dafür, daß der große Moment, wenn er nun käme, auch ein großes Geſchlecht fände. So war es vielmehr das Rechte, was der Verfaſſer von der deutſchen Wiſſenſchaft ſagt, daß ſie ſpäter, unbekümmert um die ſchwächlichen Anfänge des politiſchen Lebens in den ſüddeutſchen Kammern, fortgrub im tiefſten Schacht der Wahrheit. Ich halte es für unrichtig, wenn er fortfährt: „Als Leſſing, Goethe und Schiller uns ganz und gar in rein geiſtige Intereſſen einſchloſſen, da halfen ſie freilich den kläglichen Fall von 1806 vorbereiten;“ ich glaube, dieſer Fall hatte ganz andere Urſachen, und die ihn verſchuldeten, krankten nicht an zu großem Idealismus. Um ſo mehr wird freilich ein Jeder dem nächſten Satze zuſtimmen: „Aber wurde der von ihnen gebildete deutſche Geiſt nicht herrlich offenbar in dem nationalen Wirken von Stein, Gneiſenau, Fichte und Schleiermacher?“ und weiter: „Denn es war wirklich nur eine Frage der Zeit, daß der in rein geiſtigen Dingen geſtählte Sinn für Wahrheit

und gewiſſenhafte Arbeit auch den politiſchen Aufgaben zu Statten kam."

Ich bin der Meinung, daß gerade dieſe Anſchauung der Dinge ſchon in den wenigen oben citirten Ausſprüchen Goethe's deutlich zu Tage tritt; und ich habe dieſen ganzen Ideenkreis hier im Zuſammenhange dargelegt, weil innerhalb deſſelben mir die Geſtalten und die Handlungen des Märchens ſich zu bewegen ſcheinen.

Nicht zwar, als ob ich in dem Märchen eine ſpecifiſche Weiſſagung auf Preußens Beruf und zukünftige Größe fände, oder auch auf den franzöſiſchen Krieg. Ebenſowenig ſehe ich darin etwa eine Polemik gegen den Jeſuitismus oder die ultramontane Politik, die der deutſchen Sache ſo großen Schaden gethan. Erſtlich war Goethe von der Vorſtellung eines deutſchen Einheitsſtaates mit preußiſcher Spitze ſehr weit entfernt, — er ſpricht ſich gelegentlich gegen Eckermann darüber ſehr deutlich aus —, ſodann aber würde eine in ſolcher Art in's Einzelne gehende Verbindung der Phantaſie mit der Wirklichkeit allerdings zu jenen ungeheuerlichen Mißgeburten führen, von denen die unmittelbare Einleitung zum Märchen ſpricht. Vielmehr: alle polemiſche Negation liegt ihm fern, er läßt den Streit der factiſch beſtehenden Parteien um das Wie der praktiſchen Geſtaltung der Zukunft unberührt: ſein Blick fällt dagegen auf alle vorhandenen poſitiven Kräfte der Nation, er läßt ihn die von ihnen gethane Arbeit erblicken und zeigt ihm,

wie sie aneinander sich entwickelnd zu dem von Allen ersehnten Endziel gelangen, so zwar, daß die rein geistigen Kräfte erst in ihrer Verbindung mit den politischen zu ihrer vollen Kraft gelangen, so wie diese erst durch jene entfesselt werden, und durch ihr gemeinsames Wirken die Erlösung Aller geschieht.

Wie weit sogar auch die Jetztlebenden vor vierzig Jahren noch davon entfernt waren, sich die Entwickelung der deutschen Dinge so vorzustellen, wie sie sich heute vollzogen hat, darüber kann ich mich nicht enthalten ein merkwürdiges Zeugniß hier anzuführen. In einem Aufsatze seiner historisch-politischen Zeitschrift behandelt im Jahre 1832, also wol unmittelbar nach Goethe's Tode, Leopold Ranke die Frage: „Ueber die Trennung und die Einheit von Deutschland." „Obwol," heißt es da, „jene schwärmerischen Erwartungen — von einem erblichen Kaiser und einem deutschen König an seiner Seite, von einer Pairskammer aus deutschen Fürsten und einem Unterhaus aus Gemeinen; oder von einem auf gewisse Jahre zu setzenden Bundesoberhaupt, mit einem Senat aus den Fürsten und einer Kammer aus den Abgeordneten einzelner Landschaften — Erwartungen, die, wenn man sie erfüllte, diejenigen am wenigsten befriedigen würden, welche sie äußern — schon oft vorgetragen worden sind und niemals etwas gewirkt haben, so wird man doch nicht müde, sie zu wiederholen."

„Wenn unsere Vorfahren auf so weitaussehende Dinge

zu reden kamen, verhüllten sie dieselbe in das Gewand des phantastischen Scherzes." Es wird sodann als der Erste, der von einem deutschen Parlamente gesprochen, der Verfasser des abenteuerlichen Simplicissimus angeführt."

„Scherzend führt er das aus," fügt Ranke hinzu, „bei uns werden ähnliche, ja noch weiter abschweifende Gedanken in mancherlei Form mit Ernst und Pathos und anscheinender Hoffnung ausgesprochen."

„Jene phantastischen Wünsche sind nichts als eine Reaction des ungenügenden Zustandes." „Den natürlichen, gesunden Zustand erkennt man daran, daß Idee und Realität sich ineinander auflösen, das Ideal in den Dingen selber fortbildend und belebend wirksam sei." Indem der Verfasser nun die Möglichkeiten einer Einigung Deutschlands erwägt, um nicht in den allen Erfolg ausschließenden Fehler zu verfallen, das Unthunliche zu erstreben, das Wünschenswerthe allein jenseits der Grenzen des Erreichbaren zu suchen, hebt er, nachdem er die trennenden Momente beleuchtet, die positiven Momente hervor, die eine endliche Einigung erhoffen lassen: er erblickt sie in der Entwickelung dreier gemeinschaftlichen Angelegenheiten: der Militärverfassung, der Presse, der Handelseinrichtungen, welche Sicherheit, geistige Entwickelung und materielles Wohlsein berühren. Er setzt die kräftige Entwickelung der Wehrverfassung obenan, das nächste ist ihm „der große Besitz, welchen die deutsche Nation in dem letzten Jahrhundert erwarb: unsere Literatur. Sie ist eines der

wesentlichsten Momente unserer Einheit geworden; wir wurden uns derselben in ihr zuerst wieder eigentlich bewußt. Sie bildet nunmehr die Atmosphäre, in der unsere Kindheit erwächst, unsere Jugend aufathmet, die alle Adern unseres Daseins mit eigenthümlichem Lebenshauche beseelt. Von allen Deutschen Keiner, man gestehe es, wäre, was er ist, ohne sie." Das Dritte endlich ist Hebung des Verkehrs, des Handels, wirthschaftliche Einheit!

Man sieht, es sind dieselben Grundideen, die sich nachher in der That als die Einheit schaffend erwiesen haben, deren abwechselnd hervortretendes, endlich vereinigtes Wirken Baumgarten rückwärts blickend so anschaulich uns zum Bewußtsein bringt; aber wenn sogar der Historiker, sobald er die Politik der Zukunft in's Auge faßt, sich so weise auf die allgemeine Erwägung der ideellen Kräfte beschränkt und sich so sorgfältig davor hütet, ihnen im Voraus bestimmt formulirte Einzelwirkungen vorzuschreiben, wie viel mehr müssen wir bei dem Dichter dasselbe erwarten, dem der Traum einer Einigung seiner Nation sich in dem Gewande einer poetischen Vision darstellt!

Und nun zu dem Märchen selbst! Wenn wir uns vorstellen, wie in dem Kopfe des Dichters alle jene großen Kräfte, die das Leben der Nation ausmachen, sich zu gemeinsamer Thätigkeit vereint darstellen, Wissenschaft also, Religion und Kunst, die Schönheit und Wahrheit selbst, die Literatur, diese alle jedoch nicht abstract und allgemein,

ſondern ſo, wie ſie in Deutſchland leben und wirken, und zwar in beſtimmter Zeit und Weiſe einen Theil ſeiner fortlaufenden Geſchichte bilden, wie ſie dann mit den politiſchen Kräften des Volkes in Wechſelwirkung treten, iſt es wohl möglich, da einen Blick in die innere Werkſtatt der dichteriſchen Phantaſie zu thun und zu errathen, wie es geſchieht, daß ſolche Begriffe Geſtalt gewinnen? Wohl iſt es erklärlich, daß auch zufällige äußere Eindrücke bei dieſem Proceſſe Einfluß gewinnen, und es iſt eine dankenswerthe Mittheilung, die wir von C. Schönborn erhalten: „Goethe im Paradies, einem Spaziergange längs des Saaleufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, ſah jenſeits des Fluſſes auf bunter, mit Bäumen beſetzter Wieſe eine ſchöne Frau (vermuthlich Frau Profeſſor Schütz), der die Natur eine herrliche Stimme geſchenkt hatte, in weißem Kleide und buntem Turban mit anderen Frauen umherſtreifen und hörte ihren Geſang über das Waſſer herüber. In der Nähe des Paradieſes wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn Jeden, welcher da wollte, in einem ſchmalen Kahn nach dem jenſeitigen Ufer brachte. Als es ſchon dämmerte, kamen ein paar Studenten und ſchifften mit Hilfe des alten Fiſchers, lachend und den Kahn ſchaukelnd, über den Fluß. Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange.“ Aber ſo weſentlich ſolche Eindrücke auch ſein mögen, um den Anſtoß zur Erfindung dieſer und jener

Situationen zu geben, ſie ſind doch immer nur ein Anſtoß zur Geſtaltung vorhandenen Materials. Mir ſcheint es immerhin möglich, doch wenigſtens einige Schritte weiter in das Innere der Werkſtätte vorzudringen. Ich meine, daß die Sprache ſelbſt eine Menge von Antrieben und Keimen zur poetiſchen Verkörperung der geiſtigen Welt in ſich birgt, und daß der Dichter, der dieſe Keime ſich entwickeln und in einem ſelbſtgeſchaffenen Zaubergarten erblühen läßt, doch alſo noch einen Zuſammenhang mit der dichtenden Volksſeele bewahrt. Halten wir uns nur an die Reihe von Bildern, denen wir in den Geſtalten des Märchen begegnen: das ſtill leuchtende, aber Wunder wirkende Licht der Wiſſenſchaft; Reſultate und Schlagworte einer neuen, aufklärenden Geiſtesbildung in populärer Form überall hin verbreitet: ausgeſtreutes Gold. — Goldkörner für bedeutende Gedanken iſt ein vielgebrauchtes Bild. Wir reden von dem Strom der Zeiten und dem Fluß der Tagesereigniſſe oder der Zeitgeſchichte, von dem Fährmann, der ſeinen Nachen hindurchſteuert, ſei es nun der Nachen ſeines eigenen Geſchickes, ſei es, daß er im Dienſte und Intereſſe Vieler die regelmäßige Fahrt vollende; wir ſprechen von der goldenen Weisheit und der ehernen Gewalt, von dem Schimmer und Glanze der Majeſtät, von dem Reiche der Ideen, von einer in ihrem Strahlenkranze unnahbaren Urania, der Wahrheit, die als Schönheit, von der Dichtung Schleier anmuthig umhüllt, dem ſterblichen Auge ſichtbar erſcheint; ſo redet auch die Sprache von dem verzeh-

renden Durst nach Wahrheit, von der lähmenden Reflexion und des Gedankens Blässe, und gern kehrt auch die Sprache das Bild um und läßt diejenigen, welche im Anschauen eines überirdischen Glanzes geblendet und zur Thatlosigkeit verurtheilt dastehen, von der Macht eines Auges, an dessen Anblick sie hängen, gefesselt werden. Man zahlt seiner Zeit den unerläßlichen Zoll, indem man den Bedingungen sich fügt, unter welchen allein sie eine Wirksamkeit möglich werden läßt. Wie Schattengebilde reichen die Wahnvorstellungen des Volkes einerseits hinüber in die Ideenwelt, andererseits sind sie fähig, Verderben und Zerstörung anzurichten, an sich wesenlos, ohne innewohnenden, bewußten Willen, dennoch unter Umständen von gewaltigen Riesenkräften. Innerhalb eines solchen Kreises lebendiger Motive mag es dem Dichter denn auch gestattet sein, frei erfindend neue Gebilde jenen gewohnteren analog hinzuzufügen, wenn nur die zumeist hervortretenden vertraulicher sich dem Hörer zu nahen vermögen.

Für solche überaus glücklich gewählte Figuren halte ich die Irrlichter.

Von einem der bedeutendsten Publicisten des 18. Jahrhunderts, von Wilhelm Ludwig Wekhrlin, sagt einer seiner Zeitgenossen, der ihm in mancher Beziehung verwandt ist, A. L. Schlözer, „daß er als ein Komet über Deutschland aufstieg.“ Es ist nicht weit davon abliegend und ein ebenso oft gebrauchtes Bild, wenn man diese unruhigen Geister, die bald hier, bald dort sind, immer redefertig und -gewandt,

unaufhörlich geschäftig, Ideen aufzunehmen und zu verbreiten, selten selbst von großem und tiefem Geist, aber beständig die Träger bedeutender Gedanken, wenn man diese Schubart und Wekhrlin, aber auch die Schlözer, Huber, Görres und so viele Andere, den Gold ausstreuenden Irrlichtern vergleicht, denn so große und unentbehrliche Dienste sie leisten, so oft erregen sie auch Irrthum und führen manch Einen falsche Wege. „Streut der Publicist," sagt Schlözer in den Briefen nach Eichstedt, „wahre, neue, wichtige Ideen unter sein Publikum aus; nun, dieses prüft sie und nimmt seine Maßregeln darnach. Sammelt und copirt er anderer Leute wichtige Ideen für Hunderttausende, das heißt, läßt er sie drucken, so erfahren freilich Hunderttausende etwas Wichtiges, was vorhin vielleicht nicht Hundert wußten, und nehmen darnach ihre Maßregeln. Das heißt der Schriftsteller wirkt im Publikum. So haben die Briten ihre Kronacte erhalten, und so wird, will's Gott, in fünfzig Jahren kein Leibeigener mehr in Deutschland sein. Schriftsteller haben die Einschränkung der Folter veranlaßt; Schriftsteller haben es dahin gebracht, daß jetzt ein ehrliches deutsches Weib mit Ehren und ohne Furcht, als Hexe verbrannt zu werden, alt werden kann." Uebrigens hatte noch im Jahre 1782 ein solcher Hexenproceß den Anlaß zu dem berühmten Streit Wekhrlin's mit dem Magistrat des Canton Glarus gegeben. Welche Wichtigkeit die Zeitschriften dieses Mannes besaßen, die er nach der Reihe redigirte, „die Chronologen," „das graue Ungeheuer," „Hy-

perboräiſche Briefe," „die Paragraphen" kann man aus dem Umſtande erſehen, daß eine große Anzahl von hervorragenden Männern aus allen Kreiſen ihn mit Beiträgen unterſtützten. Es werden der Herzog Karl von Sachſen-Meiningen, K. Th. Beck, Bürger, Dohm, G. Forſter, Merck, J. von Müller, Planck, Salzmann, Schlözer, Thümmel und auch der Kantianer Reinhold genannt.*) Nun war aber dieſe ganze Richtung im allerſtärkſten Maße abhängig von der franzöſiſchen Literatur. Rouſſeau und Montesquieu, die Encyklopädiſten, und vor Allen Voltaire waren ihre Helden, von welchem letzteren Carlyle ſagt, daß, „wolle man ihn und ſeine Thätigkeit aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts hinwegnehmen, dies einen größeren Unterſchied in der jetzigen Lage der Dinge hervorbringen würde, als von irgend einem anderen Menſchen der letzten Jahrhunderte geſagt werden könne." Viele dieſer Publiciſten verdankten einen weſentlichen Theil ihrer Bildung geradezu ihrem Verkehr in den Pariſer Salons und zeigen in Sprache und Charakter den Einfluß des franzöſiſchen Weſens. Der Richtung der Zeit gemäß kämpfen ſie in erſter Linie auf religiöſem Gebiet und erſt in zweiter Reihe für politiſche und ſociale Intereſſen, wo ſich ihnen dann, freilich in ganz anderem Geiſt, auch ein Mann anreiht wie Juſtus Möſer.

*) Vergl. Preuß. Jahrb. Sept. 1869. „Ein Publiciſt des 18. Jahrh.: eine Anzeige von Dr. Fr. W. Ebeling, Wilhelm L. Wekhrlin. Leben und Auswahl ſeiner Schriften. Zur Culturgeſchichte des 18. Jahrh.)

Dies mußte vorausgeſchickt werden, und ich glaube, daß ich jetzt ſchon als etwas vertraulichere Perſönlichkeiten die Irrlichter des Märchens vorführen darf. Mitten in der Nacht wecken ſie den alten Fährmann mit lauter Stimme. Während er ſie über den Strom ſetzt, ziſchen ſie gegen einander in einer ſehr behenden Sprache und brechen mitunter in ein lautes Gelächter aus, indem ſie auf den Rändern des Kahnes hin und wieder hüpfen. Noch mehr lachen ſie über die Zumuthung, ſich zu ſetzen, wie ſie gegen die Schlange als eines Vorzuges ſich rühmen, daß noch nie Jemand ihres Geſchlechtes „geſeſſen" habe. Der franzöſiſche Charakter der Leichtigkeit, Lebendigkeit, mitunter der Frivolität, aber immer eines gewiſſen ſchnellfertigen Geſchickes, bleibt ihnen das ganze Märchen hindurch eigen, wie in ihrem Benehmen gegen die Lilie, gegen die ſie ſich ſehr artig betragen: „Mit der größten Sicherheit und vielem Ausdruck ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen." Zudem charakteriſirt ſie eine geſchäftige, nimmer raſtende Unruhe, unaufhörlich ſtreuen ſie ihr Gold aus, das ſie mit großer Leichtigkeit von überall her wieder aufzunehmen wiſſen.

Sie ſuchen die ſchöne Lilie, und ohne es zu wiſſen, kommen ſie doch von dem Ufer, auf welchem die Lilie ihren Wohnſitz hat; aber indem ſie zu dem anderen Ufer gelangen, beginnt eben dort ihre für das Ganze ſehr folgenreiche Wirkſamkeit, ja ſie ſelbſt kommen auf dieſem Umwege zu ihrem Ziele, ſie erhalten den erſehnten Zutritt bei der ſchö-

nen Lilie und ihren Begleiterinnen, und ſie ſind es, die zuletzt allein den Tempel zu erſchließen vermögen.

Ein ungenügender Zuſtand, eine unvollkommene Gegenwart und ein unbefriedigtes Sehnen legt allen Perſonen des Märchens ein Gefühl tiefer Reſignation auf. Gefaßt ſieht nur der Mann mit der Lampe in die Zukunft, obwohl er allein nicht zu helfen vermag, der edle Jüngling aber iſt hoffnungsloſer Entmuthigung verfallen, und auch die ſchöne Lilie führt, „entfernt vom ſüßen, menſchlichen Genuſſe," nur ein halbes Daſein. Mit dem Auftreten der Irrlichter beginnt in dieſem magiſchen Kreiſe ein neues Leben ſich zu regen. Hier und dort geben ſie, abſichtslos und unbewußt der Folgen, Anſtoß und Anregung, welche, indem ſie bedeutenden Kräften zufallen, zu den wichtigſten Ergebniſſen führen. In immer geſteigerter, immer hoffnungsfreudigerer Thätigkeit entwickeln ſich nun dieſe lebendig gewordenen Kräfte vor unſeren Augen, das achtlos verſtreute Gold wird durch ſie zu aufhellendem, wunderthätigem Lichte, das ſich gleichmäßig wirkſam erweiſt zur Erkenntniß des bis dahin wohl Geahnten, aber noch nicht Geſchauten, zur Erhaltung des Gefährdeten und zum Aufbau des Zukünftigen.

Die ſo erhöht und in immer größerer Einigkeit wirkenden Kräfte vermögen die Kataſtrophe, welche die unheildrohende Thatloſigkeit des Jünglings uns ſchon lange ahnen laſſen, nicht abzuwenden; nachdem das Unglück geſchehen, ſehen wir ſie in ſtiller, aber verdoppelter Thätigkeit geſchäftig,

die gefährdeten Lebenskräfte zu bewahren und zu erhalten und die Wege zur endlichen völligen Rettung und Erfüllung zu bahnen.

In großen und allgemeinen Zügen ist der Zustand der deutschen Dinge im achtzehnten Jahrhundert dargestellt. Ein Volk, in welchem die edelsten geistigen Kräfte thätig wirksam sind, befindet sich dennoch in dem Zustande einer gelähmten Existenz, da es ihm an allen politischen Organen fehlt. Wissenschaft, Religion, die Literatur und die Künste können es wohl mit Begriffen und Theorien, mit hunderterlei heilsamen Kräften beschenken, aber es fehlt der thatsächliche Aufbau großer und zweckentsprechender, staatlicher Formen, durch welche einerseits die Thatkraft des Volkes entfesselt, andererseits auch seinen edelsten geistigen Bestrebungen erst die rechte Weihe zu Theil werden kann. „Der Tempel steht nicht am Flusse," d. h. jene organische, zweckentsprechende, politische Gestaltung, die ihrer Natur nach groß und schön zugleich sein muß, ist noch keine Wirklichkeit geworden, nicht hineingerückt in den Lauf der Tagesereignisse, unmittelbar an die Ufer, die den dahinrauschenden Strom des geschichtlichen Lebens eindämmen. Und „die Brücke ist noch nicht gebaut," d. h. noch ist die Masse des Volkes thatsächlich getrennt von dem Lande, das für dasselbe jenseits des dahinfließenden Lebens liegt, nur Wenigen ist der Verkehr dort hinüber auf mannigfache Weise gestattet. Jenes andere Ufer ist das Reich des Geistes, das Land der Ideen, wo die Wahrheit und Schönheit, in

einer Perſon vereinigt, gebietet. Es iſt die hehre Göttin, wie Schiller ſie in den „Künſtlern", Goethe in der „Zueignung" in unvergänglicher Schönheit dargeſtellt, die himmliſche Muſe, die Beiden Führerin und Freundin war; die dieſem den Schleier reichte:

aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

welche jenem erſchien als „die furchtbar herrliche Urania", die nur angeſchaut von reineren Dämonen verzehrend über Sternen geht, und die mit abgelegter Strahlenkrone als Schönheit unſerem ſterblichen Auge ſich offenbart.

Und nun jener herrliche Jüngling, der in königlicher Geſtalt, noch mit dem Purpur gekleidet, aber des Schwertes beraubt, in tiefer Trauer achtlos mit den entblößten Füßen über den heißen Sand ſchreitet, gebannt von den blauen Augen der ſchönen Lilie, um die er Alles verloren und dahingegeben hat: es iſt der Genius der deutſchen Nation, die, als es galt, die Wahrheit oder die Macht zu wählen, ihre königliche Herrſchaft in Schutt zerbröckeln ließ und mit ſuchendem, ſehnendem Auge den Spuren der Wahrheit und der Schönheit folgte, bis die Kraft in den herrlichen Gliedern gelähmt war, bis ſie der Erſtarrung und dem Tode verfallen ſchien. Wunderbar tief iſt dieſe Auffaſſung des Strebens nach dem Ideal der Wahrheit und Schönheit, und man kann ſagen, daß Goethe damit alle jene Anklagen, als hätte er das Verderbliche einer vorwiegend äſthetiſchen Er-

ziehung nicht erkannt, von vornherein zurückgeſchlagen hat. „So unſelig wirken ihre ſchönen blauen Augen, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen, und daß diejenigen, welche ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt fühlen.“ Wo ein Einzelner oder eine Geſammtheit ſich der Cultur der geiſtigen und äſthetiſchen Intereſſen mit ſo ſehr alles Andere überwiegender Ausſchließlichkeit hingiebt, daß er darüber die Pflege der realen Exiſtenz und die Wirklichkeit gering achtet, da ſchädigt er ſein ganzes Weſen, da arbeitet er an ſeiner eigenen Vernichtung, denn wie das höchſte Gedeihen des Einzelnen auf dem harmoniſchen Gleichgewichte der körperlichen und geiſtigen Entwickelung beruht, ſo wird die Wohlfahrt der Nationen durch das gleichmäßige Zuſammenwirken der geiſtbildenden und der ſtaatbildenden Kräfte bedingt. Sind doch ganze Völker dahingeſunken, die ſo in hartnäckig-eiferndem Wahrheitsſtreben oder in maßloſer Hingabe an das Schönheitsideal die Sorge für ihre politiſche Exiſtenz vergeſſen zu können meinten. So iſt das jüdiſche Volk, ſo das Volk der Griechen geſchwunden, aber auf ihren Gräbern wuchs ſofort ein mächtiger Wald empor, der den ſpäteren Völkern ihr Andenken kündet. So lohnt die Wahrheit und die Schönheit die ihr geleiſteten Dienſte. Doch trägt ihr reicher Garten keine Früchte, dieſes ganze Erbtheil wahrer Erkenntniſſe und ſchöner Geſtaltungen, nutzbar und nährend für die Lebenden wird es erſt, ſobald es aus dem

Reiche der Ideen auf ſicher gewölbter Brücke hinüber gebracht worden iſt in die Welt des wirklichen, handelnden Lebens. „Alle Pflanzen in meinem großen Garten," ſo klagt die ſchöne Lilie, „tragen weder Blüthe noch Früchte; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt ſogleich und ſchießt hoch auf. Alle dieſe Gruppen, dieſe Büſche, dieſe Haine habe ich leider wachſen ſehen. Die Schirme dieſer Pinien, die Obelisken dieſer Cypreſſen, die Koloſſe von Eichen und Buchen, Alles waren kleine Reiſer, als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen ſonſt unfruchtbaren Boden gepflanzt."

Ein ſchönes und treffendes Bild hat etwas Unendliches an ſich; es läßt ſich nicht ausſprechen, wie immer aufs Neue der Gedanke ſich dadurch angeregt fühlt. Erinnern wir uns all' des Großen und Bedeutenden, was die vornehmſten Geiſter im Dienſte der Wahrheit und Schönheit ſeit dem erſten Erwachen der deutſchen Nation geleiſtet. Ihre tiefſinnigen Dichter, ihre kühnen, unermüdlichen Denker, wie Viele ſind dahin geſunken, nachdem ſie ihr Leben im Dienſte ihrer Ideale geopfert, ohne daß auch nur ein kleiner Theil deſſen, was ſie erkämpft und errungen, wirklich ein Eigenthum unſeres Volkes geworden wäre, geſchweige denn als belebende und erfreuende Nahrung Allen zum täglichen, immerwährenden Genuſſe ſich darböte. So haben ſie denn ihre Gräber im Ideenreiche gefunden und auf ihren Gräbern ſind jene mannigfachen Baumgruppen erwachſen, das Gedächtniß

ihres Wirkens, in deren ſtillen Schatten wenige Bevorzugte, die dort Zutritt finden, Erholung und Stärkung ſuchen.

Zu jeder Stunde, wie es ihn gelüſtet, geräuſchlos hin und her über den Fluß gleitend, iſt der Mann mit der Lampe hier ein vertrauter Gaſt und wird durch den Geiſt ſeiner Lampe ſelbſt dorthin gerufen, wenn man ſeiner bedarf; vor Allem iſt die Wiſſenſchaft unter jenen Denkmalen der Vergangenheit in dem Garten der ſchönen Lilie zu Hauſe, viel gilt ihre Stimme und ihr Beiſtand ſelbſt in dem Reiche des Schönen, und wenn auch ihr eigentliches Wirken ein ſelbſtſtändiges, von der Macht des Schönheitsideales unabhängiges iſt, ſo iſt doch ebenſowohl ihr das Höchſte erſt durch den Bund mit der Schönheit beſchieden, wie die Schönheit durch ſie erſt zu ihren freieſten Schöpfungen befähigt wird: aber auch im engen Verkehr mit einander führen Beide im Gefühle des Mangels ihrer vollſten Wirkſamkeit nur ein gehemmtes Daſein, ſo lange ſie, auf excluſives Selbſtgenügen gewieſen, von der lebendigen wechſelſeitigen und immerwährenden Durchdringung mit den geſammten Kräften der Nation getrennt ſind. Kunſt und Wiſſenſchaft gedeihen völlig erſt im nationalen Staat, mögen ſie ohne ihn durch die eigenen Kräfte auch Großes ſchon vollbracht haben.

Doch mag es der Nation auch an den geſunden und nothwendigen Organen fehlen, durch die ſie zu vollem Leben

gelangt, mögen die Maſſen von dem Lichte der Wahrheit und dem Zauber der Schönheit ebenſo abgeſperrt ſein wie von der politiſchen Bethätigung, es giebt der Wege doch noch manche, auf denen im ſtillen Herüber und Hinüber jener gehinderte Verkehr dennoch aufrecht erhalten wird, wenn auch immer nur für einzelne Fußgänger. Das Märchen nennt uns den alten Fährmann, der aber nur vom jenſeitigen Ufer, wo die ſchöne Lilie wohnt, herüber ſeine Paſſagiere befördern darf, Niemanden kann er hinüber führen. Um von hier aus, von dem Ufer, wo die Maſſen der Nation wohnen, die entweder das gegenüberliegende Ufer kaum kennen, kaum von ſeinen Herrlichkeiten wiſſen, oder in unbefriedigter Sehnſucht nach ihm hinüberſchauen, um von hier aus das Ufer der ſchönen Lilie zu erreichen, bietet ſich die Schlange dar, die um Mittag ihren Bogen hinüber wölbt, und der Schatten des Rieſen, der am Morgen und am Abend ſeine ſtärkſte Kraft erhält; das Weib des Alten mit der Lampe hat auf beiden Wegen oft den Fluß überſchritten, wohl bekannt iſt ſie im Garten der Lilie und mit ihr ſelbſt wohl vertraut.

Niemals ſtirbt in einer Nation, ſo lange ſie noch irgend lebensfähig iſt, die Ahnung des Wahren und Schönen und das Bedürfniß, es ſich vorzuſtellen. Ehe das Wiſſen in ihr heimiſch wird, ehe das ſtille Licht der Erkenntniß ihr leuchtet, ſchafft ſie in Fabel, Mythe und in den Formen des religiöſen Cultus ſich die Bilder jener ahnenden Vorſtellungen,

und fortwährend werden die, welche das Licht des Wiſſens noch nicht zu ſchauen vermögen, durch die Kraft dieſes unbewußten und willenloſen Wähnens zu dem Ideal hinübergetragen. Wo und wie entſtehen dieſe mächtigen Geburten des Glaubens und der Ahnung, wer wies ihnen den Weg, wer zwang ſie je in einen Plan, wer vermochte ſie je zu lenken oder zu beſchränken und zu beherrſchen? Dem ganzen, breiten Körper der Nation gehören ſie an, von ſelbſt entſtehend und abſichtslos und unberechenbar wirkend, mit bewußtem Willen vermöchten ſie nicht das Kleinſte, dennoch bewirken ſie ſtets Gewaltiges, indem ſie einmal immer, wenn auch bewußtlos, mit dem Höchſten in Verbindung ſind, andererſeits ebenſo bewußtlos Unheil und Verderben anzurichten vermögen. Das iſt der große Rieſe, „der mit ſeinem Körper nichts vermag; ſeine Hände heben keinen Strohhalm, ſeine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber ſein Schatten vermag viel, ja Alles. Deswegen iſt er beim Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigſten". Gewiß! In der Jugend eines Volkes iſt die Mythe ihm Alles; aber jene mythenbildende Kraft ſtirbt in der Maſſe des Volkes nie; nur äußert ſie ſich in tauſendfach verſchiedener Weiſe, und bei dem Niedergange beſtehender Culturformen, wie gewaltig ſtark im Guten und Schlimmen zeigen ſich da jene Wahnvorſtellungen der Maſſen, die das vermißte Richtige mit unfehlbarem Inſtincte ſuchend, durch kein innewohnendes Geſetz und Maß vor den ſchrecklichſten Abirrungen gewarnt ſind. Ein

typiſches und dabei völlig objectives Bild aller religiöſen, politiſchen und ſocialen Wirren, die jemals die Welt erſchüttert.

Doch um die Mittagszeit, wenn die hochſtehende Sonne ſchon überall hin ihr Licht verbreitet, dann vermag die grüne Schlange, zur Brücke gewölbt, die einzelnen ſuchenden Wanderer in das Reich der ſchönen Lilie hinüberzutragen.

Die Frage, was mit dieſer Schlange gemeint ſei, und was der räthſelhafte Fährmann bedeute, erfordert das Eingehen auf den concreten Gang der Handlung des Märchens, denn ich erinnere hier daran, das Märchen beſchäftigt ſich nicht ſymboliſch mit dem Verhältniß allgemeiner Ideen und Kräfte zu einander, ſondern es enthält den allegoriſchen Hinweis auf die Verhältniſſe des deutſchen Volkes zu beſtimmter Zeit, und wie ſie in der Zukunft ſich geſtalten möchten.

Ich erinnerte oben an den Zuſtand der deutſchen Dinge im achtzehnten Jahrhundert. Das tiefe Gefühl der Ungenüge und Unzulänglichkeit rief damals zuerſt eine erfolgreichere Bewegung in Wiſſenſchaft und Literatur hervor, die dennoch auf verhältnißmäßig kleine Kreiſe beſchränkt war; die Maſſe des deutſchen Volkes war mit ihren geiſtigen Bedürfniſſen noch auf das gewieſen, was der religiöſe Cultus und mancherlei ererbte und neu ſich bildende Volksvorſtellungen ihr boten. Dem Hilfe und Beiſtand ſuchenden Blicke boten ſich einmal die Schätze des Alterthums dar, welche denn auch die Wiſſen-

ſchaft wie die Kunſt eifrig auszubeuten bemüht waren. Zudem aber wandte man das Auge der Natur zu, und die Literatur jener Zeit begann mit Sorgfalt und Liebe ſich der Beobachtung und Beſchreibung ihrer Gegenſtände hinzugeben. Nicht nur die großen Züge des Alls der Schöpfung wurden das Thema ihrer Darſtellungen, ſondern ſie hielt ſich mit Vorliebe bei der Betrachtung eng umgrenzter landſchaftlicher Bilder auf, die ſie bis in die kleinſten Einzelheiten auf das Achtſamſte auszumalen ſtrebte.

Schon manche Schönheiten hohen Ranges hat die Literatur dieſer Epoche aufzuweiſen, und ein auf das Edle und Geiſtige gerichteter Zug tritt überall in ihr hervor, ob zwar ſie von einer gewiſſen Schwerfälligkeit und umſtändlichen Pedanterie, die ihr höheren Aufſchwung verwehrte und ſie gleichſam am Boden niederhielt, ſich nicht frei machen konnte. Dabei fehlte es ihr nicht an Ideen und großen Zielen: ein ſtarker Hauch vaterländiſcher Begeiſterung weht in ihr, wenn auch ſie weit entfernt war, in klar begrenzten Formen ſich Vergangenheit und Zukunft des Vaterlandes vorzuſtellen, und die Stelle deutlicher und bewußter Begriffe vor der Hand noch dunkle Empfindungen vertraten.

So war im Großen und Ganzen der Stand unſerer ſchönen Literatur in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wir ſind gewohnt, in dem Gedanken an Leſſing die große Entwickelung der zweiten Hälfte vorzugsweiſe in Verbindung zu bringen mit deſſen Kampf gegen die Mißbildungen,

welche die Nachahmung der Franzoſen mit ſich brachte. Dennoch iſt der Einfluß ein ganz gewaltiger, gar nicht zu berechnender, den um jene Zeit die literariſchen Geſtirne Frankreichs gerade auf die beſten Geiſter unſeres Volkes ausgeübt haben. Nicht nur daß ſie die ganze ſogenannte gute Geſellſchaft faſt ſouverän beherrſchten; nicht nur daß ein Wieland unter ihrer Leitung die deutſche Sprache zuerſt mit der Leichtigkeit und Anmuth auszuſtatten vermochte, die allein ſie befähigte, in jenen Kreiſen über die ausländiſche Rivalin zu ſiegen: auch Leſſing, Goethe und Schiller, wer will beſtimmen, was die Lecture Rouſſeau's, Diderot's und Voltaire's allein in ihrer Geiſtesbildung für eine Rolle geſpielt hat!

Und denken wir vollends an Friedrich den Großen und die immenſen Wirkungen der geſammten franzöſiſchen Aufklärungsphiloſophie auf religiöſem und politiſchem Gebiet. Gerade die franzöſiſche Leichtigkeit, die einerſeits mit vorzüglicher Klarheit und Schärfe, andrerſeits auch mit genug Einſeitigkeit und oft mit leichtfertiger Oberflächlichkeit gepaart war, verſchaffte dieſen neuen Ideen die ungeheure Verbreitung und Popularität, durch welche ſie lichtbringend für das ganze civiliſirte Europa wurden. Durch ſie erhielt die deutſche Literatur die folgenreichſte Anregung von einer Seite, von welcher ſie derſelben gerade am meiſten bedurfte. Denn indem ſie nun ſelbſt jene Leichtigkeit und Anmuth, jene Verve und jene lebendige Präciſion in ihrer Weiſe in ſich aufnahm,

indem sie mit jenen populär zündenden und unmittelbar praktisch wirkenden Ideen sich erfüllte, blieb sie doch sich selber treu, sie wußte jenes Gold in ihren Adern zu schmelzen, sie reinigte es von den ihr fremden Bestandtheilen, und ein Licht ging in ihr auf, das mit immer mehr zunehmendem Glanze fortan der Nation auf allen ihren Wegen geleuchtet hat.

Mir scheint die Gestalt der grünen Schlange, die Goethe für jenes Stadium der deutschen Literatur gewählt hat, eine sehr glückliche Erfindung. Man lese den Eingang des Märchens, ob nicht, sobald man den angegebenen Sinn darin findet, die mannigfachsten Beziehungen überall hervorspringen, bald ernsthaft, bald satirisch und ironisch die Charakterisirung durchführend.

Ich komme an seinem Orte hierauf zurück. Folgen wir jetzt der Handlung des Märchens von ihrem Beginne an.

IV.

Stark angeſchwollen und übergetreten iſt der Fluß, über den der alte Fährmann die Irrlichter ſetzt.

Ungünſtiger als ehemals fließen die Zeitereigniſſe dahin und trennen mit breitem Hemmniß die Nation von den Zielen ihrer beſten inneren Beſtrebungen. Doch wenn auch die beſtehenden ſtaatlichen Formen, ich möchte ſagen, der exiſtirende Nothſtaat, dieſen Beſtrebungen und Bedürfniſſen noch ſo fremd und völlig theilnahmlos gegenüberſteht, ſo gewährt doch auch er, ſofern er ja den Zuſammenhang des Ganzen und den Verkehr aufrecht erhält, ihrer Sache eine Förderung, mag er es auch unwiſſentlich und ſelbſt widerwillig thun. Auch er befördert alſo den Verkehr mit dem jenſeitigen Ufer, auf welchem das Reich der ſchönen Lilie iſt, doch da er nur mechaniſch der Verbreitung der Ideen dienſtbar iſt, ſo vermag er umgekehrt von dem dieſſeitigen Ufer Niemanden hinüberzubringen, ſelbſtſtändig vermag er es nicht, neue Gedanken zu ſchaffen, iſt auch um ihre Anregung nicht im Geringſten bekümmert.

Aber nicht ohne den ihm gebührenden Zoll ſchafft er die Irrlichter über den Fluß nach dem Ufer, wo ſie dann ihr geſchäftiges Wirken beginnen. In dieſe Wendung hat Goethe

eine tiefe und feine und doch auch sehr einfache Bedeutung gelegt. Die Irrlichter, die während der Fahrt sich sehr unruhig betragen haben, so daß der Alte zu befürchten beginnt, der Kahn möchte umschlagen, schütteln, um ihn zu lohnen, eine Menge glänzender Goldstücke ab in den feuchten Kahn.

„Ums Himmels Willen, was macht Ihr!" ruft der Alte, „Ihr bringt mich ins größte Unglück! Wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es Euch gegangen sein würde!"

„Nehmt Euer Gold wieder zu Euch!"

„Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben," versetzten Jene.

„So macht Ihr mir noch die Mühe," sagte der Alte, „daß ich sie zusammensuchen, ans Land tragen und vergraben muß."

Bedarf es hier noch eines deutenden Hinweises?

Die Aufklärungsliteratur mit ihren glänzenden und blendenden Gedanken, die sie so verführerisch für die Menge, leicht sie hinschüttelnd, achtlos überall hin verbreitet und die den alten Verwaltern des politischen Nachens einen gewaltigen Schrecken einjagt, daß der Kahn umschlagen möchte, und daß die Zeiten die verderbliche Speise nicht ertragen möchten! Und so haben sie noch die Mühe, die gefährlichen neuen Gedanken sorgfältigst zu hüten und an sicherem Orte einzuschließen, soweit ihnen das freilich gelingt!

Doch wenn die Irrlichter darum nun auch nicht minder am diesseitigen Ufer sind, so kommen sie ohne den Zoll, den sie schulden, nichtsdestoweniger nicht fort. „Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann.“ „Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie und haben sie nie genossen.“ Die Irrlichter wollten scherzend davonschlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung, die sie jemals gehabt hatten. Sie versprechen, seine Forderung nächstens zu befriedigen; er verläßt sie und stößt ab.

Mir scheint die Deutung sehr einfach und naheliegend.

Jeder neue Gedanke, der in den Verkehr geworfen wird, ist praktisch todt und unwirksam, sobald er nicht ein lebendiges Bedürfniß der Zeit zu befriedigen vermag; sobald er den Massen nicht unmittelbare Nahrung gewährt, ist er für die Massen der Nation nicht vorhanden und an seinen Ort gefesselt. Es ist das für die Producenten derartiger Ideen in der That eine der unangenehmsten Empfindungen, am meisten, wenn ihre ganze Natur auf publicistisches Wirken angelegt ist; die Wissenschaft kann das ertragen, sie ist auch von jenem Zoll befreit. Auch die neuen Aufklärungsideen sind zunächst um ihre Wirksamkeit nicht besorgt, doch wird der Zoll ihnen darum nicht erlassen. Vorläufig sind sie nur um sich selbst bekümmert und haben großes Verlangen nach der schönen Lilie; es ist charakteristisch, daß sie von jenem Ufer, wo

ſie wohnt, herkommen, ohne es zu wiſſen, und daß ſie dieſelbe auf dem entgegengeſetzten Ufer vermuthen. Wir werden ſpäter ſehen, auf welche Weiſe ſie ihre Schuld abzutragen ſuchen.

In der Kluft, in welche der Alte das Gold der Irrlichter zu verbergen ſucht, bemächtigt ſich ſeiner die ſchöne grüne Schlange. Es ſchmilzt in ihren Eingeweiden und breitet ſich durch ihren ganzen Körper aus, ſie wird leuchtend davon; lange hatte man ihr ſchon verſichert, daß dieſe Erſcheinung möglich ſei. Durch ihr eigenes, anmuthiges Licht erſcheint ihr nun Alles um ſie her ſchöner und reizender. „Alle Blätter ſchienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichſte verklärt.“ Jetzt erſt treibt es ſie, die einſamen Berggegenden, in denen ſie bisher ſich aufgehalten, zu verlaſſen und ſich hinauszuwagen, die Quelle des neuen Lichtes zu finden.

Sie achtet nicht die Beſchwerlichkeit, durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob ſie gleich auf trocknen Bergwieſen, in hohen Felsritzen am liebſten lebte, gewürzhafte Kräuter gern genoß und mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt gewöhnlich ſtillte, ſo hätte ſie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes Alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Ich erinnere jetzt an das, was ich oben über den Zuſtand der deutſchen Literatur in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geſagt, von der ihr eigenthümlichen Richtung auf Naturbeſchreibung, die doch zuerſt noch der eigentlichen Schön-

heit entbehrte. Die allgemeine Hebung und Läuterung des Geſchmackes, welche durch die von außen wirkenden Einflüſſe hervorgebracht wird, kommt auch ihr zu Gute, und erſt jetzt gelangt ſie dazu, dem in ihr liegenden Zuge zu poetiſch verklärter, künſtleriſch vollendeter und dabei doch tief innerlicher Naturbetrachtung frei folgen zu können. Schon zuvor war ihr ein auf das Edle und Geiſtige gerichtetes Streben eigen, und manches Schöne war ihr vertraut; ſie bewegte ſich in einer idealen, abſtracten Welt — wie die Schlange, die mit zartem Thau und Quellwaſſer ihren Durſt ſtillte. Wenn ſie nun in Hoffnung des herrlichen Lichtes ihre Bergwieſen verläßt und die Beſchwerde nicht achtet, durch Sumpf und Rohr zu kriechen, ſo iſt in dieſem Bilde diejenige Richtung der deutſchen populären Literatur angezeigt, welche, angeregt durch die unmittelbar praktiſch wirkenden Ideen der neuen Aufklärung, nun die Sphären abſtracten Schwärmens verließ und ſich der Erkenntniß nicht länger verſchloß, daß nur in der mühevollen Bewältigung der Objecte und Aufgaben des wirklichen Lebens das Ziel der Wahrheit wie der Schönheit zu erreichen ſei.

Und nun das Geſpräch mit den Irrlichtern; der Uebermuth „der Herren von der verticalen Linie" und das Unbehagen der Schlange, die, mochte ſie den Kopf noch ſo hoch heben, doch fühlte, daß ſie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen; dann die muthwillige Freigebigkeit der Lichter, welche die Schlange ſich ſo wohl zu

Nutze macht — „sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich auf das herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren" — endlich der Umstand, daß doch die Schlange es ist, die den Irrlichtern den Weg zu dem Park der schönen Lilie weist und ihnen die Brücke bildet — es ist nicht thunlich, die hundertfältigen Beziehungen, die hier in jedem einzelnen Worte liegen, alle zu berühren. Aber ist es zu viel gesagt, daß hier eine völlige Aehnlichkeit obwaltet mit dem oben bezeichneten Entwickelungsgange unserer Literatur? Wie sie unter dem Einflusse des sie mächtig berührenden Aufklärungsgeistes des Jahrhunderts die Regionen abstracter Theorie und Empfindungsweise, in denen sie so lange selbstgenügsam, aber etwas schwerfällig, schon von bemerkenswerther Schönheit, aber noch nicht durchsichtig und leuchtend, sich einsam und exclusiv bewegt hatte, verläßt und die Beschwerden nicht achtet, sich dem wirklichen Leben zuzuwenden, und wie von nun an ihr zuerst die Verheißung, daß es an der Zeit sei, sich erfüllt, und sie durch die Entfaltung ihrer eigenen innersten, herrlichen Natur zu der Lösung der größten Aufgaben befähigt wird? Ist es unrichtig zu sagen, daß hier die echte, die künstlerische Allegorie jener hohen Forderung, die oben gestellt wurde, völlig entspricht; daß Bilder und Gedanken, indem sie wechselseitig ihr Licht auf einander werfen, die einen immer deutlicher sich hervorheben, die anderen immer mehr sich verschönen? Es kostet Mühe, sich hier in der Deutung zu beschränken!

In epiſch-poetiſcher Weiſe, ganz aus der Natur der handelnden Perſonen heraus gedichtet, ſchreitet das Märchen fort, zugleich in ſeinem Inhalte immer mehr an Bedeutſamkeit gewinnend.

Die Literatur, wie ſie nun zu immer höherer innerer Schönheit und Klarheit gelangt war, fühlte ſogleich den lebhaften Wunſch in ſich, nun auch den großen Aufgaben der Nation ſich zuzuwenden, von denen ſie bisher Manches geahnt und dunkel gefühlt hatte, aber noch nichts klar und deutlich geſchaut.

„Sie glaubte ſich nun fähig, durch ihr eigenes Licht dieſe Dinge zu erleuchten und auf einmal mit ihnen völlig bekannt zu werden.“ Sie eilt auf dem gewohnten Wege zu dem unterirdiſchen Tempel mit den Bildniſſen der Könige.

Die Deutung kann für den, der mit dem bisher Geſagten einverſtanden geweſen, nicht zweifelhaft ſein; das vortrefflich gewählte Bild bewährt ſich, indem es immer neue Seiten des Vergleiches hervortreten läßt, auf das beſte.

Die ſuchende, taſtend forſchende Literatur, durch die poetiſche Ahnung zuerſt den patriotiſchen und hiſtoriſchen Ideen zugewendet und mit ihren ehrwürdigen Umriſſen bekannt geworden, unternimmt es nun, durch die politiſche Bewegung des Zeitalters angeregt, ſich klares Licht über dieſe Dinge zu verſchaffen. Soll ich daran erinnern, wie gerade in den ſiebenziger und achtziger Jahren eine ſolche Vereinigung und gegenſeitige Durchdringung poetiſcher und hiſtoriſcher Bega-

bung sich in einem Manne der Nation darbot, wie mächtig die Dichtungen Herder's auf die Entwickelung der geschichtlichen Wissenschaft wirkten, während umgekehrt seine Geschichtswerke so ganz noch in der ästhetisch-poetischen Richtung jener Tage sich bewegen? Ja, wie der unklar schwärmende Patriotismus eines Klopstock und des gesammten Bardenchores jetzt doch auch schon seine Früchte zu tragen begann, indem man sich nicht mehr begnügte von Hermann, dem Cherusker, zu singen, sondern vielmehr anfing, sein Bestreben darauf zu richten, die dunkeln Gebiete der Vorzeit aufzuhellen und die Zustände der Vergangenheit im Lichte der Gegenwart zu betrachten? War es doch gerade der alte geheiligte Boden, der einst die großen Römerkämpfe gesehen hatte, welcher nun den ersten Forscher hervorbrachte, der zu der gemüth- und phantasiereichen Auffassung der germanischen Vorzeit die exacte Arbeit des erfahrenen Geschäftsmannes und Gelehrten hinzubrachte, Justus Möser!

Diesen Proceß also, wie in der Literatur allmälig in übersichtlicher Gruppirung und in bestimmter Gestaltung die Geschichte der Vorzeit hervorzutreten beginnt, galt es in anschaulichem Bilde darzustellen. Es kommt aber noch etwas hinzu, was auf diese Darstellung von wesentlichstem Einflusse sein mußte.

Jene Anfänge politisch-historischer Betrachtung waren von streng-wissenschaftlicher Objectivität sehr weit entfernt; sie liefen vielmehr, wie sie von der Frage nach der besten Verfas-

ſung angeregt und beeinflußt waren, ſo auch fortwährend auf dieſes Ziel hinaus, unmittelbar in dem Studium der Vergangenheit die Löſung des Räthſels der Gegenwart zu finden. Man könnte ſagen, mit aller Macht arbeitete die Zeit ſich in den Irrthum hinein, das Glück der Völker könnte durch die glückliche Beantwortung jener Frage nach der beſten Verfaſſung begründet werden. Begleiten wir nun die Schlange in den Tempel, ſo löſen ſich alle Räthſel von ſelbſt.

Da thronen in ihren Niſchen die vier Könige, die Abbilder der aufeinanderfolgenden, zugleich einander ergänzenden Formen der germaniſchen Königsherrſchaft, denn es braucht wohl nicht geſagt zu werden, daß die Trennung derartiger Begriffe eben nur in der Vorſtellung exiſtirt. Das Märchen nennt die Namen der drei erſten Könige ſelbſt, ſie ſind Weisheit, Schein und Gewalt; der vierte iſt eine unorganiſche Miſchung aus jenen dreien. Nun iſt es ja klar, daß in der rechten Monarchie dieſe drei Begriffe untrennbar und innig verbunden ſein müſſen, und noch mehr, daß auf keiner Entwickelungsſtufe des Königthums einer derſelben als gänzlich fehlend gedacht werden kann: doch ſind ſie in den verſchiedenen Phaſen deſſelben in verſchiedenem Maße vorherrſchend.

Der goldene König — die königliche Würde in ihrer älteſten und ehrwürdigſten Geſtalt, das patriarchaliſche Königthum — „dem Maß nach über Menſchengröße, der Geſtalt

nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes.“ Wenn die Schlange ihm gegenüber das Licht und das Gespräch als das Herrlichste und Erquicklichste bezeichnet, so ist damit darauf hingewiesen, daß diesem Herrscherthum die Mittel der sanften Ueberzeugung und der aufklärenden Belehrung am höchsten stehen.

Von dem goldenen Könige wendet die Schlange sich dem silbernen zu, den das Märchen den Schein nennt: es ist die durch die Länge der legitimen Tradition geheiligte Majestät, deren Macht auf dem ererbten Ansehen beruht und die durch das stolze Bewußtsein erhabener Würde in den Schranken der Mäßigung und Gerechtigkeit erhalten wird. „Er war von langer und eher schmächtiger Gestalt, sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt; Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei diesem Lichte sah die Schlange den dritten König, der von Erz, in mächtiger Gestalt dasaß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranz geschmückt war und eher einem Felsen als einem Menschen glich.“

Aus der geöffneten Mauer tritt der Mann mit der Lampe hervor, der in dem Märchen die Idee der Wissenschaft vertritt. Es ist bedeutsam, daß derselbe erst jetzt bei

der Betrachtung des ſilbernen Königs mit der ſtillen Flamme ſeiner Lampe hinzutritt; mir ſtellt ſich der Sinn in folgender Weiſe dar: Lange ſchon war in der populären Literatur das Bild der Vorzeit des deutſchen Volkes in goldigem Lichte aufgegangen; in poetiſcher Verklärung und in einer gewiſſen aprioriſtiſchen Weiſe der Conſtruction, wie ſie jener Zeit eigen war, hatte man ſich allmälig beſtimmte Vorſtellungen von der älteſten Geſchichte unſerer Nation gebildet. Auf dem ſo bereiteten Boden erwuchs dann die hiſtoriſche Forſchung, die für die ſpäteren Zeiten nicht entbehrt werden konnte.

„Warum kommſt du, da wir Licht haben?“ fragte der goldene König den Alten. „Ihr wüßt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf,“ lautete die Antwort, die verſtändlich genug iſt. Noch überall hat die Dichtung dem Wiſſen die Wege gebahnt.

„Endigt ſich mein Reich?“ fragt der ſilberne König. „Spät oder nie,“ verſetzt der Alte. Es war eine goldene Zeit, in welcher die Weisheit, angeſehen um ihrer ſelbſtwillen, regierte; die ſpäteren Geſchlechter bedurften des Schimmers der Majeſtät, der ihnen als ſinnliches Zeichen die Nothwendigkeit der Geltung innerer Hoheit veranſchaulichen mußte. Spät oder nie werden die Zeiten kommen, in denen die bewußte Anerkennung der ſittlichen und intellectuellen Ueberlegenheit die äußeren Zeichen und Attribute der Majeſtät entbehrlich machen möchte. Mit einer ſtarken Stimme

fing der eherne König an zu fragen: „Wann werde ich aufstehen?“ „Bald,“ antwortete der Alte. Die letzte Frage berührt unmittelbar die in dem Märchen sich vollziehende Handlung. Zu lange hat in dem deutschen Reiche die Gewalt geruht. Da in immer gesteigerter Kraft in den Ahnungen der Dichtung, in den Resultaten der Forschung das Bewußtsein des eigenen Wesens der Nation aufgeht, da das Licht beider sich vereinigt, ihr den Tempel seiner Geschichte ganz zu erhellen, da kann der Moment nicht mehr fern sein, in dem sie erzgerüstet zum lorbeergekrönten Siege sich erhebt.

Und mit wem soll die zermalmende Gewalt sich verbinden? „Mit deinen älteren Brüdern,“ erwiderte der Alte dem ehernen Könige. Weisheit und echte Majestät, mit der gerüsteten Kraft verbunden, das ist die Verheißung, welche die Wissenschaft in den Tiefen ihrer Arbeitsstätten dem deutschen Reiche für seine einstige Verfassung bereitete.

„Was wird aus dem jüngsten Bruder werden?“ fragt der König.

„Er wird sich setzen,“ sagte der Alte.

„Ich bin nicht müde,“ rief der vierte König mit einer rauhen, stotternden Stimme. An eine Säule gelehnt, stand er da, von ansehnlicher Gestalt, doch eher schwerfällig als schön, eine unorganische, unangenehm erscheinende Mischung aus dem Metalle seiner Brüder.

Kann man ein treffenderes Bild finden für den Zu-

ſtand des deutſchen Reiches in jenen ſeinen letzten Tagen: noch anſehnlich die Geſtalt, aber wie ſchwerfällig; nicht ermangelnd des Goldes, des Silbers und auch des Erzes in dem Bau ſeiner Glieder, aber ach! nicht innig, kraftvoll und zweckgemäß zu einem Guſſe geeint, ſondern hemmend, verwirrend, in unſeligem Widerſtreit verbunden und doch auch nicht verbunden! Ihm kündet der Alte das Ende, das im Märchen ſelbſt ja tragikomiſch, wie ſpäter in der Wirklichkeit, ſich vollzieht, und das er doch trotz ſeiner ohnmächtigen Unbeholfenheit noch von ſich abwenden möchte.

Von drei Geheimniſſen ſpricht der Alte zu den drei Königen; das wichtigſte unter ihnen iſt das offenbare, das eben darin liegt, daß alle dieſe verborgenen Dinge ſchon in das volle Licht getreten ſind. Ein Jeder weiß es, aber nur der Allen überlegene Beobachter, der die Leuchte des Wiſſens in ſeiner Hand trägt, ermißt ſchon jetzt die gewaltigen Folgen, die nun in naher Zukunft ſich ereignen müſſen.

„Ich weiß das vierte," ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas in's Ohr.

„Es iſt an der Zeit!" rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wider, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblick verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und Jedes durchſtrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Zu den Erkenntniſſen, welche die Wiſſenſchaft erringt und ſtill bewahrt, muß der Anſtoß zum Handeln kommen,

der darauf dringt, sie praktisch zu gestalten. Gerade dieser Dienst ist es, den noch immer in der Vorbereitungszeit zu großen Weltbegebnissen die populäre Literatur, die Publicistik der Wissenschaft hat leisten müssen; das Bindemittel, das zwischen ihrem Reiche und dem anderen Ufer, wo die Masse der Nation wohnt, die Brücke bildet. Das ist das vierte Geheimniß, daß nun diese Literatur, von einem neuen Impuls bewegt, in eine neue Phase getreten ist, daß sie leuchtend geworden ist, die Augen des Volkes zu erhellen! Die Zeit ist reif! Zum ersten Male wird das gewaltige Wort von dem wissenschaftlichen Erkennen gesprochen.

Es gehört dem epischen Gewande des Märchens zu, wenn nun, im Einklange mit dem mächtigen Schlusse der Unterredung, die Scene in entsprechender Weise sich wandelt.

Es bedarf wohl keines Wortes weiter, um die Deutung des Alten zu rechtfertigen. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gern hineinsah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Es hieße Worte verschwenden, wollte ich hier die Parallele ausführen. Aber weiter: „Alle Gänge, durch die der Alte hindurchwandelte, füllten sich hinter ihm sogleich mit Gold; denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine zu verwandeln und alle Metalle zu zernichten;

dieſe Wirkung zu äußern, mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen, hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt."

Schön und bedeutend! Wo die Wiſſenſchaft für ſich allein thätig iſt, da erhalten unter ihrer Behandlung alle Objecte den gleichen, hohen Werth. Was im Leben eine eingebildete Geltung beſitzt, wird von ihr als ſolches zernichtet und unterliegt ihrer zerſetzenden Forſchung; umgekehrt gewinnt das im Leben Unbedeutendſte unter ihren Händen unſchätzbaren Werth: der Stein wird zu Gold, das Holz zu Silber; das Koſtbarſte aber iſt der Wiſſenſchaft der organiſche Körper, gerade wenn das Leben aus ihm gewichen iſt; er wird ihr zum Edelſtein, dem ſie die wunderbarſten Kräfte zu entlocken weiß. Zugleich nimmt durch ſie Alles, indem es die zufälligen und unvollkommenen Formen verläßt, regelmäßige und nothwendige, das heißt die ſchöne Geſtalt an, wie das im Märchen gleichfalls am Schluſſe als eine Wunderkraft der Lampe ſich erweiſt. Wie herrlich aber auch das noch Fehlende: wo die Lampe neben einem anderen Lichte leuchtet, wo die Wiſſenſchaft alſo nicht ausſchließlich auf Erfüllung ihrer eigenſten Zwecke arbeitet, ſondern ſich hinzugeſellt zu aus anderen Gebieten ſtammender Erkenntniß, ſei es aus dem Leben, aus der Kunſt oder aus der Religion, da wirkt ſie immer einen ſchönen, hellen Schein, und alles Lebendige wird immer durch ſie erquickt!

Ich komme nun zu einer Partie des Märchens, in welcher die von Goethe gewählte Form der Einkleidung für den ersten Blick etwas Befremdliches hat, obwohl dieses Befremden bei näherer Betrachtung schwindet. Ich spreche von der Figur der Alten und dem sie betreffenden Theile der Handlung. Die Bedenken, die sich hier dem richtigen Verständniß anfangs entgegenstellen, schwinden um so mehr, je mehr die leicht ironische Färbung, die hier zuerst obwaltet, gegen das Ende den tiefen Ernst und die großartige Conception des Grundgedankens zur Entwickelung gelangen läßt.

Ich habe oben darauf hingewiesen, daß es sich später zeigen würde, auf welche Weise es den Irrlichtern gelingt, jenen dem Fährmann geschuldeten Zoll abzutragen. Es handelte sich nach der oben entwickelten Deutung um die Frage: auf welche Weise und auf welchem Gebiete ist es jenen neuen Ideen, als deren Träger die Irrlichter erscheinen, gelungen, durch die thatsächliche Befriedigung eines unmittelbaren praktischen Bedürfnisses in der Nation Eingang und festen Boden zu finden? Das war doch die Bedeutung jenes für die Ueberfahrt verlangten Zolles von Feld- und Gartenfrüchten. Gehen wir dieses Mal von den wirklichen Verhältnissen aus. Um es kurz zu sagen: während die Neuerungsideen des philosophischen Jahrhunderts in Frankreich zugleich religiös und politisch wirksam wurden, wie denn die zu bekämpfenden Mißbräuche dort auf beiden Gebieten ganz untrennbar miteinander verwachsen waren, gewann in Deutschland

die Aufklärung zunächst hauptsächlich auf dem Gebiete der kirchlichen Zustände ihr Feld und begann erst später sich auf die politischen Verhältnisse auszudehnen. In Wahrheit haben die religiösen Vorstellungen für die Aufnahme der Neuerungsideen nach Deutschland den Zoll entrichtet. Nicht jedoch, daß jenes stark empfundene Bedürfniß der Nation nun auf diese Weise völlig zufriedengestellt worden wäre!

Vielmehr — und wir werden im Märchen dafür einer überraschenden Feinheit und Tiefe der Beziehungen begegnen — blieb jene Leistung eine unvollständige, und die Erfüllung der Wünsche der Nation für eine völlige Erneuerung der religiösen Anschauungsweise blieb in die Ferne gerückt, da ein neuer Wahnglaube, in der Form verschieden, in dem Wesen dem alten ganz gleich, weil aus derselben Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit der Menschen entsprungen, sich sogleich dem neuen philosophischen Rationalismus an die Ferse heftete und einen Theil der erhofften Früchte der Bewegung entzog. Es genügt wohl, mit einem Worte darauf hinzuweisen, wie die religiöse Aufklärung des vorigen Jahrhunderts so vielfältig sich verbrämt und verkümmert erweist, auf der einen Seite durch die Ausartungen des radicalen Rationalismus, auf der anderen Seite durch jene mannigfachen mystischen, theosophischen und völlig absurden Ausschreitungen, zu deren Hervorbringung hier wie dort Leichtfertigkeit und Leichtgläubigkeit, Wundersucht und Zweifelsucht das alte Bündniß schlossen.

Wie schon gesagt, nimmt das Märchen in dieser Partie den Ton einer leichten Ironie an, welchen Goethe bei all' seiner ernsten und tiefen Religiosität in kirchlichen Dingen anzuschlagen liebte.

Mir scheint die Alte, die Gefährtin des Mannes mit der Lampe, die am Schlusse des Märchens, verjüngt für ein neues Jahrtausend, den Bund mit ihm eingeht, die mit der schönen Lilie wohl vertraut ist, die aber zunächst nicht ohne manche deutlichen Spuren des Alters und nicht ohne manche, wenn auch entschuldbare Abgeschmacktheiten sich darstellt, das Bild, das Goethe wählte, um die kirchlichen Vorstellungen zu repräsentiren, wie sie in der Masse des Volkes im vorigen Jahrhundert vorhanden waren. Es ist doch wahrlich kein erniedrigendes Bild, die Religion als die Gattin des Wissens zu denken, die ihm ebenbürtig, in Gemüth und Gefühl das besitzt, wonach die Wissenschaft prüfend forscht. Hier erscheinen nun freilich diese kirchlichen Formen der verjüngenden Wiedergeburt bedürftig; es ist aber groß und schön gedacht, diese Reform als mit der politischen Regeneration der Nation nothwendig zusammenfallend vorzustellen.

Der Alte findet die Frau schluchzend über die Zudringlichkeit der Irrlichter, welche sie anfangs gern aufgenommen, die aber dann in unverschämter Weise sie bedrängt hätten, um zuletzt von den Wänden, deren alte Steine sie seit hundert Jahren nicht gesehen, alles Gold herunterzulecken, das ihnen weit besser als gemeines Gold schmeckte. Sie wurden

zuſehends größer und glänzender davon und ſchüttelten ſofort eine Menge Goldſtücke um ſich her, und der treue Mops der Alten, der einige davon fraß, liegt nun zu ihrem größten Jammer todt am Kamin.

Die Handlung iſt Zug für Zug auf das Verhältniß der Aufklärung zur Volkskirche zu deuten. Anfangs auf das bereitwilligſte aufgenommen, machen die neuen Ideen ſich der Kirche bald ſehr unangenehm fühlbar, und der Jammer über das Gold, das von den alten Wänden heruntergefegt wird, iſt groß. Auf der anderen Seite, wie treffend, daß die Aufklärung, während ſie die kirchlichen Vorſtellungen bekämpft, dennoch aus ihnen einen großen Theil ihrer Kräfte zieht, mit denen ſie dann wieder in freigebigſter Weiſe weiter wirthſchaftet. Nur daß es denn doch in dem Hausrathe des volksthümlichen Kirchenthums Dinge giebt, die dieſe neue, ſo achtlos ausgeſtreute Speiſe nicht vertragen. Es klingt abermals zu Anfang befremdlich und erſcheint vielleicht als etwas läſterlich, wenn ich es ausſpreche, daß Goethe mit dem treuen, geliebten Mops der Alten, der an dem Golde der Irrlichter ſtirbt, den volksthümlichen, religiöſen Wunderglauben gemeint hat. Und doch gewinnt auch dieſe Vorſtellung ein ganz anderes und ernſtes Ausſehen, wenn wir den Gang der Handlung weiter verfolgen.

Die Lampe verwandelt das todte Thier in den ſchönſten Onyx, die ſchöne Lilie belebt ihn, und er iſt ihr ein lieber Spielgefährte; ja, noch mehr, unter den zuſammentreffenden

Unglückszeichen, die doch auf ein nahes großes Glück deuten ſollen, wird er beſonders hervorgehoben. Die Deutung findet auch hier die volle Beſtätigung:

Der Glaube, der im Volke erſtirbt, wird als Mythe in der Hand der Wiſſenſchaft ein koſtbares Object.

So geſchah es im vorigen Jahrhundert vielfach mit den bibliſchen Vorſtellungen, welche in demſelben Maße, als ſie aufhörten lebendig wirkſam zu ſein, ein Gegenſtand wiſſenſchaftlicher und namentlich äſthetiſcher Betrachtung wurden. Man denke an Herder's „Geiſt der ebräiſchen Poeſie" und an Goethe's eigene Bibelſtudien. Ja, indem man anfing, die Bibel unter dieſem Geſichtspunkt zu ſtudiren, erfuhr die Poeſie von dieſer Seite eine bedeutende Bereicherung und ſehr folgenreiche Anregungen. Wie einfach und vielbedeutend drückt dieſen Vorgang die Handlung aus, welche die Lampe den Edelſtein der ſchönen Lilie ſenden läßt, die ihn belebt: aus dem Leben ſcheidend fallen jene Vorſtellungen der Wiſſenſchaft zu, welche ſie nach den ihnen innewohnenden Formgeſetzen harmoniſch ordnet und ſie der Kunſt überliefert, durch die ſie nun ein zweites Leben empfangen!

Daß die Alte dennoch den Irrlichtern verſprochen hat, für ſie den Zoll zu entrichten, lobt der Alte: „Du kannſt ihnen den Gefallen thun, denn ſie werden uns gelegentlich auch wieder dienen." Großſinnig und weitſchauend erblickt er in dem vermeinten, augenblicklichen Unheil ſchon die Ausſaat des kommenden Heiles; ſo läßt er auch der Lilie, da er

ihr durch ſeine Frau den Onyx überſendet, verkünden: ſie ſolle nicht trauern; ihre Erlöſung ſei nahe, das größte Unglück könne ſie als das größte Glück betrachten, denn es ſei an der Zeit.

Die Alte macht ſich mit dem Onyx und den Früchten, die für den Fluß beſtimmt ſind, auf den Weg.

„Alles Todte, was ſie trug, fühlte ſie nicht; vielmehr hob ſich alsdann der Korb in die Höhe und ſchwebte über ihrem Haupte. Aber ein friſches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerſt beſchwerlich.“ Auch dies iſt keine willkürliche, krauſe Erfindung! Das organiſch Lebendige, die Früchte der Erde, ſind das Symbol für die in praktiſcher Wirkſamkeit geübte lebendige Bethätigung, die unmittelbare Nahrung den Bedürftigen gewährt; wogegen das Todte, welches den Korb frei ſchwebend ſich erheben läßt, auf den abſtracten, theoretiſchen Beſitz deutet. Es iſt ein echt Goethe'ſcher Gedanke, darauf hinzuweiſen, wie gerade in der Kirche das eigentlich Mühe Erfordernde und daher auch Anerkennung Verdienende nicht in den Leiſtungen des dogmatiſchen Syſtems liegt, ſondern mehr als hierin in der kleinſten lebendigen That.

Auf das Folgende im Märchen habe ich ſchon hingewieſen, da ich davon ſprach, wie die religiöſe Aufklärung, durch die ihrer Natur nach mit Nothwendigkeit in ihr entſtehenden neuen Mißbilligungen des Wähnens verkümmert, der Nation nur einen Theil der erhofften Früchte zu erſtat-

ten vermochte. Der Rieſe nimmt ſich von den je drei für den Fährmann beſtimmten Früchten ſeinen Antheil, ohne daß das Weib es hindern kann; den ungenügenden Zoll nimmt der Fährmann nur an, wenn ſie für das Fehlende ſich dem Fluſſe verbürgt. Die in den Fluß getauchte Hand wird zum Wahrzeichen der Verbürgung ſchwarz und ſchwindet dahin. Als die Alte mit dem größten Verdruſſe dies bemerkt, erhält ſie zur Antwort: „Jetzt ſcheint es nur ſo, wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach ſchwinden und endlich ganz verſchwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derſelben entbehrt. Ihr werdet Alles damit verrichten können, nur daß ſie Niemand ſehen wird.“

„Ich wollte lieber, ich könnte ſie nicht brauchen, und man ſäh' mir's nicht an,“ ſagte die Alte; „indeſſen hat das nichts zu bedeuten; ich werde mein Wort halten, um dieſe ſchwarze Haut und dieſe Sorge bald los zu werden.“

Die Kirche iſt zwar in ihrem Weſen durch die Aufnahme der Aufklärung nicht geſchädigt — ſogar das Gold, das die Irrlichter von den Wänden gefegt, hat ihr die Lampe wieder erſetzt, — aber in ihren Bemühungen, das von den neuen Ideen dem Volke Verſprochene zu leiſten, iſt ſie durch die unüberwindliche Rieſenkraft des alten Wahnglaubens gehindert, und ſo bleibt ſie für jene Forderung der Zeit verhaftet und trägt auch äußerlich die Spuren davon. Es iſt abermals ein feiner ironiſcher und doch ein ernſter und gemüthvoller Zug, daß zwar die Alte, die Vertreterin der

kirchlichen Vorſtellungen, die Einbuße an ihrer Anſehnlichkeit ſchwerer verſchmerzen zu können erklärt, als ſie einen wirklichen Verluſt an ihrer Wirkungsfähigkeit ertragen würde, daß aber in Wirklichkeit ſelbſt bei gänzlichem Schwinden der anſehnlichen Erſcheinung die Kraft jener Vorſtellung unverlierbar iſt.

Die Handlung nähert ſich jetzt ihrem bewegteſten Theile. Der ſchöne Jüngling geſellt ſich zu der Alten; „ſeine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten.

Um ſeine Schultern hing ein Purpurmantel, um ſein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in ſchönen Locken; ſein holdes Geſicht war den Strahlen der Sonne ausgeſetzt ſowie ſeine ſchön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelaſſen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz ſchien alle äußeren Eindrücke abzuſtumpfen.“ Es iſt der trauernde Genius der deutſchen Nation gemeint, deſſen Thatkraft in dem Suchen nach dem Ideal der Wahrheit und Schönheit erlahmt iſt. Großer Ereigniſſe bedarf es und des Zuſammentreffens der günſtigſten Umſtände, ſoll er jetzt, ſelbſt wenn er jenem Ideal ſich genaht hat, zu einem neuen Leben, zu höheren Thaten erweckt werden. „Was unſterblich im Geſang ſoll leben, muß im Leben untergehen,“ ſingt der Dichter. Das wäre jener völlige Tod des Geiſtes der deutſchen Nation geweſen, wenn hinfort er nur ein Gegenſtand der feiernden Erinnerung der Kunſt

geworden wäre! Faſt erſcheint dem Jünglinge der Tod, den die Berührung der ſchönen Lilie bringt, erwünſchter, als das unbefriedigte Sehnen nach der Vereinigung mit ihr, das alle anderen Kräfte aufzehrt. Die Deutung braucht hier den Worten des Märchens kein Wort hinzuzufügen. „Sieh mich an," ſagt der Jüngling zu der Alten, „in meinen Jahren, welch einen elenden Zuſtand muß ich erdulden! Dieſen Harniſch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, dieſen Purpur, den ich durch eine weiſe Regierung zu verdienen ſuchte, hat mir das Schickſal gelaſſen, jenen als eine unnöthige Laſt, dieſen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert ſind hinweg; ich bin übrigens ſo nackt und bedürftig als jeder andere Erdenſohn; denn ſo unſelig wirken ihre ſchönen blauen Augen, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen, und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt fühlen."

Ich habe ſchon oben Gelegenheit genommen, über dieſes Gleichniß von der lähmenden und ſelbſt tödtlich wirkenden Kraft der Idee mich näher auszuſprechen; hier begnüge ich mich, nur noch aus dem Folgenden eine bedeutſame Stelle hervorzuheben, welche die gegebene Deutung beſtätigt und ergänzt: „Er fragte viel nach dem Manne mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes, und ſchien ſich davon für ſeinen traurigen Zuſtand künftig viel Gutes zu verſprechen."

Wie mächtig fördernd, wie heilkräftig wirkend hat die Wissenschaft eingegriffen in jenes allzueifrige Werben des deutschen Genius um das ästhetische Ideal, wie viel Gutes hat sie beigetragen, um die endliche Auferstehung vorzubereiten!

Beide Wanderer, die Alte und der Jüngling, betreten nun den majestätischen Bogen der Brücke, den die Schlange über den Fluß hinüberwölbt. Sie erstaunen über den herrlichen Glanz, in dem sie von der Sonne bestrahlt auf das wunderbarste schimmert, denn noch wußten sie nichts von der Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen, und gehen mit Ehrfurcht und schweigend hinüber. Glückverheißend und hoffnungerweckend ging die schöne Literatur des vorigen Jahrhunderts allen den besten Bestrebungen der Nation auf ihrem Wege zum höchsten Ziele herrlich leuchtend auf.

Am anderen Ufer folgt ihnen die Schlange, die Irrlichter finden sich dazu, und Alle begeben sich nach dem Parke der schönen Lilie. „Doch so viele Personen auch um sie sein konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten."

Das ist abermals einer von den Zügen, die absurd wären, wenn sie nichts für die Charakteristik bedeuteten. Es ist ja eine leicht zu erfassende Wahrheit, daß der Zugang zu dem Ideal der Schönheit wohl Allen offen steht, daß aber doch Jeder nur für sich allein, in der ihm eigenen Weise ihn gewinnen kann, und daß bei diesem Hinzutreten zu dem

Allerheiligſten die Gemeinſchaft mit Anderen abſolut hinderlich iſt.

In dem Park der Lilie betreten wir die Region der reinen Schönheit, die alle Sinne zugleich umfängt, wie ſie als allein wirkende Kraft, in allen Künſten dieſelbe, in allen verſchiedenen Formen in gleicher Weiſe ſich äußert. Die lieblichen Töne, die ſie zur Harfe ſingt, zeigen ſich erſt als Ringe auf der Oberfläche des ſtillen Sees, dann wie ein leichter Hauch ſetzen ſie Gras und Büſche in Bewegung. Doch mit Betrübniß antwortet ſie auf die Lobſprüche der Alten, denn ihr Canarienvogel, der ſonſt ihre Lieder auf das angenehmſte begleitete und ſorgfältig abgerichtet war, ſie nicht zu berühren, war, von einem Habicht geſchreckt, in ihren Buſen geflüchtet und hatte im Augenblicke den Tod gefunden.

Es mehren ſich die Anzeichen, die von allen Seiten her auf eine bevorſtehende, allgemeine Kataſtrophe hindeuten. Zu der Veränderung, die in der Literatur vorgegangen, zu den bedeutenden Begebniſſen auf kirchlichem Gebiet, zu der Erweiterung der wiſſenſchaftlichen Intereſſen kommt nun ein Vorgang, der das Reich der ſchönen Lilie angeht, der alſo das Gebiet der Schönheit betrifft. Ich ſtehe nicht an, auch für den getödteten Vogel und für den Habicht eine Deutung in Anſpruch zu nehmen, um ſo mehr, da das Märchen beide bis zum Schluſſe im Auge behält und ſie ihre Rollen durchführen läßt. Der Vogel wird mit dem Jüngling zugleich

zu neuem Leben erweckt, während der Habicht am Schluſſe, hoch ſich in die Lüfte erhebend, mit dem aus dem Spiegel zurückgeworfenen Lichte der aufgehenden Morgenſonne Liliens Geſpielinnen erweckt und himmliſchen Glanz um den jungen Herrſcher breitet. Die Lilie ſelbſt, ſo ſehr ſie der Tod des Vogels ſchmerzt, ſieht darin ein gutes Zeichen für die Zukunft und wird in dieſer Hoffnung durch die Schlange zuverſichtlich beſtärkt, weil es eben „an der Zeit ſei"! Der harmloſe Sänger, den die Schönheit ſelbſt ſeine Lieder gelehrt, wird von einem Stärkeren, Rauheren in den Tod getrieben, den er ſich ſelbſt bereitet, da er, ſtatt im heiteren Spiele ſie zu umflattern, flüchtend bei ihr Schutz ſucht.

Ich wies ſchon oben darauf hin, wie in dieſen glücklich gewählten Symbolen und den Beziehungen, in die ſie zu einander geſetzt ſind, etwas Unerſchöpfliches liegt, welches immer aufs Neue die Gedanken anregt. So auch hier. Die Schönheit vermag ihre Lieblinge nicht zu ſchützen, ja ſie beſchleunigt ihren Untergang, wenn ſie den von außen an ſie herantretenden Ereigniſſen, Forderungen, Schreckniſſen nicht anders zu begegnen wiſſen, als in deſto engerem Anſchluſſe an ſie. Gerade das abſolut Verderbliche des ausſchließlich auf das Aeſthetiſche gewandten Strebens, von dem man ſpäter ſo Vieles geſagt hat, iſt ja in dem Bilde von der Lilie, deren Berührung tödtet, auf das deutlichſte ausgeſprochen.

Hier aber ſind wir an der Stelle angelangt, wo nun

die Ereigniſſe zu der letzten ſchweren Kataſtrophe ſich bereiten, und mit wunderbarer Klarheit hat hier der Geiſt des Dichters in die Zukunft geſchaut. Alle die vielfachen in wacher und reger Thätigkeit geſpannten Kräfte der Nation können den tödtlichen Fall nicht aufhalten: auch dem ſchönen Jünglinge ſteht der Tod bevor, und wie ein Sturmbote, der das kommende Unheil kündet, erſcheint in dem Reich der ſchönen Lilie jener Stoßvogel, der den Geſang ihres Lieblings verſtummen macht. So ſtellt ſich mir der Gedanke des Dichters dar: Dieſe Nation muß zum Falle kommen, ehe ſie ſich zu ihrer vollen Kraft erheben kann, dann aber wird ihre Zeit gekommen ſein — und dieſe Zeit iſt nahe —, daß ſie mit vereinter Anſpannung aller ihrer geiſtigen Kräfte auch die äußere Kraft und Machtſtellung und geordnete Verfaſſung ſich erwirbt, ohne welche das geiſtreichſte Volk ſo wenig gedeihen kann, wie die Seele ohne den Körper. Ich will damit nicht ſagen, daß Goethe Jena und die Freiheitskriege voraus divinirt hat. Keineswegs! Jene zerſchmetternden Schläge gingen weit über ſein Erwarten. Aber die Auflöſung des Reiches ſah er in jenen Revolutionsjahren vor ſeinen Augen — ich habe oben daran erinnert — und furchtbar ernſt war die Zeit um ihn geworden. Die harmloſe Ruhe äſthetiſchen Genießens und Schaffens war geſtört durch ganz andere, ſchwerere Sorgen, als um Lieder und Gedichte, durch Aufgaben, welche unmittelbare praktiſche Löſung heiſchten. Vor dieſen rauhen Forde-

rungen ſchienen in Zukunft die Muſen ſchweigen zu müſſen, wenn auch nur, um in einer ſchöneren Zukunft wieder zu erwachen. Dieſer ſtrenge, patriotiſche Sinn und Geiſt, der die lyriſchen Klänge verſtummen macht, iſt der Habicht, der den geliebten Sänger in den Tod ſcheucht. Es kamen die Tage für Deutſchland, wo das eine Wahrheit wurde. Und mußten die Freunde der Schönheit nicht darüber trauern, ſo lange gerade ihnen doch noch immer die Zuverſicht fehlte, mit der andere Richtungen des nationalen Geiſtes der Erfüllung der gemeinſamen Hoffnungen entgegenſahen?

So gewinnt das Klagelied der ſchönen Lilie mir vollen, weitreichenden Sinn, welches ſonſt geradezu abgeſchmackt erſcheinen muß, und es wird mir völlig verſtändlich, wie Goethe in jenem Briefe an Schiller, den ich oben beſprochen, ſeine Schlußzeilen im größten Ernſte citiren konnte.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen,
Des Vogels Tod, der Freundin ſchwarze Hand?
Der Mops von Edelſtein, hat er wohl Seinesgleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir geſandt?

Entfernt vom ſüßen menſchlichen Genuſſe,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach, warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe,
Ach, warum iſt die Brücke nicht gebaut!

„Die Weiſſagung von der Brücke iſt erfüllt," ruft die Schlange aus, „fragt nur dieſe gute Frau! Was ſonſt undurchſichtiger Jaspis, was nur Praſem war, durch den das Licht höchſtens auf den Kanten durchſchimmerte, iſt nun durch-

ſichtiger Edelſtein geworden — kein Beryll iſt ſo klar, und kein Smaragd ſo ſchönfarbig."

„Ich wünſche Euch Glück dazu," ſagt die Lilie; „allein verzeihet mir, wenn ich die Weiſſagung noch nicht erfüllt glaube! Ueber den hohen Bogen Eurer Brücke können nur Fußgänger hinüberſchreiten, und es iſt uns verſprochen, daß Pferde und Wagen und Reiſende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern ſollen. Iſt nicht von den großen Pfeilern geweiſſagt, die aus dem Fluſſe ſelbſt herausſteigen werden?"

Kann ein Bild deutlicher und beredter ſprechen? Die noch ſo ſehr verſchönerte und geläuterte Literatur vermag ihre große Miſſion nicht zu erfüllen, ſo lange ſie das excluſive Beſitzthum Einzelner iſt, die auf ihrem Bogen in das Reich der vollkommenen Vorſtellungen zu gelangen vermögen. Nein, ein Gemeingut Aller ſoll ſie werden, Allen ſoll ſie ſich darbieten, Allen zugänglich geworden ſein; dann werden die Pfeiler, die dem Bogen Kraft und Beſtand für immer ſichern, von ſelbſt aus dem Boden unter ihr emporwachſen! Hat der Same der neuen Geiſtesbildung erſt einmal Wurzel gefaßt im Boden desVolkes, dann wird die Frucht ſich immer erneuern und hundertfältig vermehren.

Auch wenn die ſchöne Lilie den getödteten kleinen Sänger nun an den Mann mit der Lampe ſendet, damit dieſer ihn in einen ſchönen Topas verwandele, und ſie ihn dann aufs Neue belebe, ſo iſt das die ganz conſequente Ausführung des Bildes.

Wenn unter der ernſteren, dringenderen Arbeit der Nation an ihrer politiſchen Geſtaltung die lyriſche Productionskraft erliſcht, ſo iſt während ſolcher Zeit die theoretiſche Betrachtung um ſo eifriger beſchäftigt, die erworbenen äſthetiſchen Schätze zu erhalten und ſie fortwährend nutzbar zu machen. Aber auch dann bekommen ſie Leben immer nur durch die Berührung jenes ſelben Schönheitsſinnes, dem ſie einſt ihre Entſtehung verdankten.

Jener politiſchen Arbeit der Zukunft wendet die Schlange jetzt die Aufmerkſamkeit der ſchönen Lilie zu: der Tempel iſt erbaut, wenn er auch noch in den Tiefen der Erde ruht, noch nicht an den Fluß gerückt iſt; aber ſchon iſt in ihm das Wort erklungen, daß es an der Zeit ſei.

Es iſt, als ob in der Erwartung der kommenden Kataſtrophe eine Pauſe in der Handlung eintritt. Die Begleiterinnen der Lilie, über allen Ausdruck ſchön und reizend und doch neben der Lilie ſelbſt verſchwindend, ſind dienend um ſie geſchäftig, wir werden ſpäter in ihnen die Vertreterinnen der Künſte erkennen, wenn ſie hier auch zunächſt nur als die würdige Umgebung der erhabenſten Schönheit in angemeſſener Thätigkeit erſcheinen. Hier, wie in dem Folgenden, in dem unſchuldigen Spiele der ſchönen Lilie mit dem durch ihre Berührung belebten Mopſe, in dem Unmuthe des Jünglings darüber, der dann zu der Kataſtrophe führt, da er verzweifelnd auf die ſchöne Lilie losſtürzt und durch ihre Berührung entſeelt zu Boden ſinkt, in allem Dieſem bewegt

ſich die Erzählung rein epiſch fort, und es wäre verkehrt, bis in alle dieſe Einzelheiten die Ausführung der dem Ganzen zu Grunde liegenden Gedanken zu ſuchen. Nur hin und wieder erinnert an gelegener Stelle hier ein Wort an den allegoriſchen Sinn. So jene Bemerkung über die Schönheit der Dienerinnen Liliens; ſo der Umſtand, daß der Jüngling den Habicht auf ſeiner Hand trägt, den er den Gefährten ſeines Unglücks nennt, denn allerdings iſt auch dieſer durch den Blick der ſchönen Lilie gelähmt, der kräftigere Aufſchwung der ſich ankündigenden politiſchen Epoche durch die noch allein herrſchende Macht der äſthetiſchen Bildung gehemmt.

Ueber alle Beſchreibung ſchön und ergreifend iſt die nun folgende Scene. Ich gebe es auf, hier jeder einzelnen Wendung commentirend zu folgen, und laſſe das Gedicht für ſich ſelbſt reden. Wenn es ſchon an ſich mit jedem weiteren Schritte das Gemüth immer mehr mit Rührung und Erhebung erfüllt, ſo ergreifen dieſe Empfindungen die Seele mit weit größerer Kraft, ſobald die völlig individuell gehaltenen Perſonen der auch hier völlig individuell ſich entwickelnden Erzählung nun ſchon lange für den Leſer die vertrauten Symbole jener großen, Alles bewegenden Gedanken geworden ſind.

„Das Unglück war geſchehen. Die ſüße Lilie ſtand unbeweglich und blickte ſtarr nach dem entſeelten Leichnam. Das Herz ſchien ihr im Buſen zu ſtocken und ihre Augen waren ohne Thränen. . . . . Ihre ſtumme Verzweiflung ſah ſich nach Hilfe nicht um, denn ſie kannte keine Hilfe."

„Dagegen regte ſich die Schlange deſto emſiger: ſie ſchien auf Rettung zu ſinnen, und wirklich dienten ihre ſonderbaren Bewegungen, wenigſtens die nächſten ſchrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geſchmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.“

Die Dienerinnen ſchmücken Lilie, die eine, ſie mit einem leuchtenden Schleier umwindend, die andere, ihr die Harfe reichend, die dritte, indem ſie ihr Bild in einem hellen, runden Spiegel ihr darſtellte. „Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und ſo ſehr man hoffte, ihre traurige Lage verändert zu ſehen, ſo ſehr wünſchte man, ihr Bild ewig, wie es gegenwärtig war, feſtzuhalten.“

„Mit einem ſtillen Blick nach dem Spiegel lockte ſie bald ſchmelzende Töne aus den Saiten, bald ſchien ihr Schmerz zu ſteigen, und die Saiten antworteten gewaltſam ihrem Jammer; einigemal öffnete ſie den Mund zu ſingen, aber die Stimme verſagte ihr; doch bald löſte ſich ihr Schmerz in Thränen auf; zwei Mädchen faßten ſie hilfreich in die Arme, die Harfe ſank aus ihrem Schoß; kaum ergriff noch die ſchnelle Dienerin das Inſtrument und trug es bei Seite.“

Kann es ein treffenderes und zugleich rührenderes Bild von der Schönheit des Schmerzes geben, wie in der Noth des Vaterlandes, wenn der frohe, harmloſe Naturlaut des Sanges nun ſchon längſt verſtummt iſt, die trauernde Kunſt

auch ihre Klage noch durch die Züge der Schönheit verklärt, sie im Bilde, in Tönen oder im Schleier der Dichtung bald leise, bald in lauterem Jammer noch immer fortgestaltet, bis tödtliche Ermüdung auch sie ergreift!

„Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht?“ zischt die Schlange. Rathlos sehen die Mädchen sich an, Liliens Thränen vermehren sich, und in athemloser Klage kommt die Frau mit dem Korbe zurück, die ihre Schuld an den Fährmann nicht mehr abzutragen vermag und fürchtet, für immer verstümmelt zu werden.

In der allgemeinen Verwirrung ertheilt die Schlange nach allen Seiten Rath. Sie verlangt nach den Irrlichtern, daß sie den Mann mit der Lampe zur Stelle bringen. „Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig, und Lilie zerfloß in Thränen.“

Ich unterbreche mich hier auf einen Augenblick um, auf einen Brief Goethe's hinzuweisen, der mich lebhaft an diese Situation des Märchens erinnert hat. Es ist in den Briefen an Friedrich August Wolf, welche Michael Bernays mitgetheilt hat (Preuß. Jahrbuch XXI, 1868), der Brief vom 28. November 1806, in welchem er dem Freunde Muth zuspricht, in dem schweren Verhängniß des Vaterlandes durch desto reichere geistige Thätigkeit sich selbst und damit so vielen Anderen die Kraft zu erhalten. In dem vortrefflichen ein-

leitenden Aufſatz zu jenen Briefen (Preuß. Jahrbuch XX, 1867) äußert ſich M. Bernays darüber in folgender Weiſe:

„Während Alles um ihn her auseinanderzufallen und zuſammenzubrechen ſchien, war Goethe mit ungebrochenem Muthe vornehmlich darauf bedacht, Alles und Jedes, was ſeinem Daſein Werth gab, zu retten und zu erhalten. Er benutzte den erſten Moment, der wieder eine erwünſchte Thätigkeit geſtattete; denn nur der thätige Menſch macht ſich zum Herrn über ſich ſelbſt und über die ungünſtigen Mächte des Augenblicks. Da ſeine Papiere unverſehrt geblieben, ſo betrieb er emſig die Fortſetzung umfangreicher Arbeiten und ließ es ſich beſonders angelegen ſein, Alles zu ſammeln und zu ordnen, was er über bedeutende Probleme der Naturwiſſenſchaften gedacht und aufgezeichnet hatte. Und wie er ſelbſt im unabläſſigen Thun Stärkung und Beſchwichtigung fand, ſo ließ er nicht ab, auch Andere zu gleicher Feſtigkeit zu ermuthigen. Ueberall hin, ſo weit nur der Kreis ſeines Wirkens reichte, griff er ein mit Wort und That, tröſtend, helfend und aufmunternd. Vor Allem wollte er, daß die geiſtige Thätigkeit der Nation nicht ins Stocken gerathe. Da ihm die politiſche Macht Deutſchlands vernichtet ſchien, ſo ſollte nach ſeinem Wunſche das Geiſtesleben des Volkes ſich um ſo kräftiger zuſammenraffen, ſich zu den ſtärkſten und edelſten Aeußerungen erheben und dadurch dem fremden Sieger Anerkennung abzwingen.“

Der Verfaſſer fügt noch eine Mittheilung Fernow's vom

7. Januar 1807 an Böttiger über Goethe's Meinung und Aeußerung hinzu: „Deutſchland habe jetzt nur eine große und heilige Sache, die, im Geiſte zuſammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigſtens das bis jetzt noch unangetaſtete Palladium unſerer Literatur aufs eiferſüchtigſte zu bewahren" (Böttiger, Literar-Zuſtände und Zeitgen. II, 279).

Zur rechten Zeit erſcheint den Harrenden der Mann mit der Lampe, durch den Geiſt ſeiner Lampe ſelbſt getrieben, „welche ſpratzelt, wenn man ſeiner bedarf," und durch den Habicht geleitet, der, hoch ſich in die Lüfte erhebend, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne widerſpiegelt. Wie ſchön dient der patriotiſche Aufſchwung der Wiſſenſchaft zum Führer, daß ſie helfend herbeieile, ehe unleidliche Fäulniß den dahingeſunkenen Körper der Nation ergreife.

„Ob ich helfen kann, weiß ich nicht;" ſpricht der Alte, „ein Einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufſchieben wollen wir und hoffen."

Die Sonne ſinkt, aber die Finſterniß wird von der Schlange und der Lampe erleuchtet, „und auch der Schleier Liliens gab ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelsweiſe mit ſtiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert." Auch das hat ſich ſpäter erfüllt und in noch viel herrlicherer Weiſe, als Goethe es damals ahnen konnte. Von dem ſanften Lichte der Wiſſen-

ſchaft erhellt, erwärmt von dem Lebensodem einer idealen Literatur, verklärt von dem Morgenglanze der Schönheit, ſo reifte in ſtiller Hoffnung die Zeit den Thaten entgegen, die auf die Nacht der Erniedrigung den Morgen der nationalen Wiedergeburt heraufführten.

Auch das Folgende hat ſeine Wahrheit; nur muß man ſich hüten, wenn in ſo vieler Hinſicht die kommende Zeit den ahnungsvollen Bildern des Märchens entſprach, nun in allen Punkten die Erfüllung derſelben in der Wirklichkeit finden zu wollen, und zwar für alle in der nämlichen Zeit, in demſelben Beieinander. Manches hat ſich ſpäter vollzogen, in Manchem ſtehen wir noch mitten inne, was das Märchen Alles in eine Schau, in eine ſich gleichzeitig entwickelnde Handlung zuſammenfaßt. Man muß auch bedenken, daß, wenn auf der einen Seite die Ereigniſſe in weit gewaltigerer Weiſe ſich vollzogen haben, als Goethe damals ſich davon eine Vorſtellung machen konnte, auf der anderen Seite in Entwickelungen ſo großartiger Natur doch lange Pauſen des Stillſtandes eintreten. Auf alle dieſe Fragen des Wie, des Wann und Wie lange kann eine Compoſition wie das Märchen ihrer Natur nach keine Rückſicht nehmen. Es begnügt ſich, die wirkenden Kräfte und ihr Verhältniß zu einander mit dichteriſcher Phantaſie zu verkörpern und in freier Handlung zu veranſchaulichen. So in völliger Ruhe in den Regionen begrifflichen Betrachtens verweilend, gewinnt es auch die Frei-

heit des echten Humors, der ihm gestattet, mitten im hohen Ernste des tragischen Pathos doch die Schärfe und Klarheit des Blickes für das Mangelhafte der Objecte zu bewahren und unbeschadet liebevoller Schätzung ihres Werthes jene Mängel mit der Heiterkeit des komischen Contrastes zu beleuchten.

So treten in der erwartungsvollen Pause der Handlung die Irrlichter auf, die indessen äußerst mager geworden sind. Sie sind artig um Lilie und ihre Begleiterinnen beschäftigt: „mit der größten Sicherheit und vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen.“ Unerschöpflich sind sie namentlich im Lobe von Liliens Schönheit. Unruhig besorgt ist nur die Alte, welche, ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, „daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne, so lange sie von seiner Lampe beschienen sei,“ mehr als einmal behauptet, daß, wenn es so fortgehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräche der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert wurde.

Wird hier noch specielle Deutung gefordert, so sei sie in zwei Worten versucht: Die Aufklärung, nachdem sie so wichtige Dienste geleistet, mit etwas reducirten Kräften einer ästhetisirenden Philosophie hingegeben; von einer überlegenen Kritik dennoch auch für die Gegenwart nicht unterschätzt und für die Zukunft noch zu bedeutenden Diensten ausersehen, wie

das Märchen ſpäter erweiſt. Sodann die Kirche in ihrem rechtmäßigen, durch das Licht der reinen Erkenntniß geſicherten Beſtand unvergänglich, wenn auch unter mannigfachen Bedrängniſſen von ſchweren Sorgen um denſelben beunruhigt und ihre Befürchtungen allzu ängſtlich kundgebend.

Mit feierlichen Worten mahnt der Alte, da nun die Stunde gekommen, zum Aufbruche, damit jenſeits des Fluſſes ein Jeder ſein Amt und ſeine Pflicht verrichte. Nur die drei Mädchen bleiben zurück, ſie ſind eingeſchlafen, „und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war ſpät". „Faſſe," ſagt der Alte zum Habicht, „den Spiegel und mit dem erſten Sonnenſtrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke ſie mit zurückgeworfenem Licht aus der Höhe!" Wenn die Künſte an der Entſcheidung des Kampfes keinen Antheil haben können, ſo erweckt nach dem Siege der vaterländiſche Geiſt ſie zu neuem, deſto ſchönerem Leben!

Auf das ſonderbarſte wird die Gegend von den vielen Lichtern des Zuges erhellt, der jetzt auf dem herrlicher als jemals ſtrahlenden Brückenbogen der wohlthätigen Schlange über den Fluß zieht.

Die Literatur iſt es, die allen jenen geſammelten und gereiften Geiſteskräften der Nation den Weg in das Volksleben bahnt, die Brücke baut, die ſie auf den Schauplatz praktiſcher Wirkſamkeit führt.

Mit Staunen betrachtet der alte Fährmann den leuchtenden Kreis und die ſonderbaren Lichter, die darüber hin-

ziehen, die freilich eine Welt heraufzuführen thätig sind, von welcher der alte Staat bis dahin keine Ahnung gehabt hatte.

Der Alte neigt sich vor der Schlange und fragt sie: „Was hast Du beschlossen?“

„Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde,“ erwidert die Schlange; „versprich mir, daß Du keinen Stein am Ufer lassen willst!“

Ihr Körper zerfällt in tausend und tausend leuchtende Edelsteine, die der Alte in den Fluß schüttet. „Wie leuchtende und blinkende Sterne schwimmen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken.“ Aus ihnen steigen dann später die Pfeiler der von selbst sich erbauenden, immerwährend die Ufer verbindenden Brücke empor. Die Allegorie ist verständlich!

Nicht minder die folgende:

„Meine Herren,“ sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, „nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang; aber sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müssen, und die außer Ihnen Niemand aufschließen kann.“ Mit ihren spitzesten Flammen zehren die Irrlichter Schloß und Riegel der ehernen Pforten des Tempels auf, daß sie tönend aufspringen, und im Heiligthum die Bilder der Könige erscheinen. So sind es doch diese Repräsentanten der unruhigen geistigen Bewegung, der unaufhör-

lich das Neue recipirenden und es unermüdlich in die Praxis überzuführen bemühten Publiciſtik, welche, freilich von der Wiſſenſchaft geleitet, es dahin bringen, daß die politiſchen Gedanken, mit denen jene ſich vertraut gemacht, Geſtalt gewinnen und in's Leben treten.

Der Tempel iſt geöffnet, aber noch ſteht er nicht am Fluſſe!

„Woher kommt Ihr?" fragt der goldene König.

„Aus der Welt!" antwortet der Alte.

„Wohin geht Ihr?" fragte der ſilberne König.

„In die Welt!" ſagte der Alte.

„Was wollt Ihr bei uns?" fragte der eherne König.

„Euch begleiten," ſagte der Alte.

„Hebet Euch weg von mir! Mein Gold iſt nicht für Euren Gaum," ſprach der goldene König zu den Irrlichtern. Sie wandten ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegten ſich an ihn; ſein Gewand glänzte ſchön von ihrem gelblichen Widerſchein.

„Ihr ſeid mir willkommen," ſagte er, „aber ich kann Euch nicht ernähren; ſättigt Euch auswärts und bringt mir Euer Licht!"

Iſt es zu viel geſagt, daß ein jedes Wort der Goethe'ſchen Dichtung mit Sinn und Bedacht gewählt iſt? und ſtellen die jener vorgeführten Begriffsſphäre angehörigen Gedanken nicht in Fülle in jedem kleinſten Theile ihres ſchönen Gliederbaues ſich dar? Nur zuweilen ſind die verbindenden Partien von einer unabhängigen Phantaſie ledig-

lich nach den Schönheitsgesetzen des dargestellten lebendigen Organismus erfunden. Hier, gegen den Schluß des Märchens, ist fast Alles in der prägnantesten Weise symbolisch.

Die Irrlichter entfernten sich und schlichen bei dem ehernen König vorbei, der sie nicht zu bemerken schien, und auf den zusammengesetzten los. „Wer wird die Welt beherrschen?" rief dieser mit stotternder Stimme.

„Wer auf seinen Füßen steht," antwortete der Alte.

„Das bin ich!" sagte der gemischte König.

„Es wir sich offenbaren," sagte der Alte, „denn es ist an der Zeit."

Bald genug offenbart es sich an dem gemischten Könige, diesem vortrefflichen Abbilde des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, daß es an der Zeit ist, und daß er nicht mehr auf seinen Füßen steht, so schwer er sich dazu entschließt, es anzuerkennen.

Mitlerweile, während Lilie, die hoch entzückt das verhängnißvolle Wort zum dritten Male hört, dem Alten auf das herzlichste dankt, vollzieht sich in wundervoller Weise die Verheißung, indem der Tempel aus den Tiefen der Erde sich lostrennt, unter dem Flusse fortzieht und am andern Ufer emporsteigt, so daß er endlich nun „am Flusse steht".

Der Traum einer einheitlichen, die idealen Güter in sich schließenden Verfassung wird zur Wahrheit!

Ein eigenthümlicher und sehr bedeutsamer Umstand fordert an dieser Stelle des Märchens noch ein kurzes Ver-

weilen. Im Aufſteigen ſondert der Tempel die Hütte des Fährmanns vom Boden ab, er nimmt ſie in ſich auf, und ſie bedeckt herabſinkend den Jüngling und den Alten. Durch die Kraft der verſchloſſenen Lampe wird die Hütte von innen heraus zu Silber; auch verändert ſie ihre Geſtalt, und die zufälligen Formen dehnen ſich zu einem herrlichen Gehäuſe von getriebener Arbeit aus. „Nun ſtand ein herrlicher, kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder, wenn man will, ein Altar des Tempels würdig.“ Von innen tritt hervor der edle Jüngling, dem der Mann mit der Lampe leuchtet, ein Mann in weißem Gewande mit einem ſilbernen Ruder in der Hand, der ehemalige Fährmann, unterſtützt ihn.

Eine wundervolle Erfindung und ein echt Goethe'ſcher Gedanke!

Nicht wird in revolutionärer Weiſe der beſtehende Staat vernichtet, um dem Staate der Zukunft Platz zu machen; es wird nicht tabula rasa gemacht mit den vorhandenen politiſchen Formen, die immerhin doch einen Verkehr von Seiten der idealen Mächte zu dem Volk hinüber möglich machten; ſondern an der Stelle, wo in kümmerlichen und zufälligen Formen die Hütte des alten Nothſtaates ſich erbaut hatte, da ſteigt die vollendete Pracht des herrlichen Tempels auf, und indem dieſer neu entſtandene Staat die Formen der alten Ordnungen in ſich aufnimmt, erfüllt er ſie mit treibendem und ſchaffendem Leben, das ſie verjüngend durchdringt und verklärend neu geſtaltet.

Während deſſen iſt die Alte weniger von dieſen großen Vorgängen ergriffen, als vielmehr um ihre Hand immer mehr beſorgt, die in der That immer kleiner geworden iſt.

„Soll ich doch noch unglücklich werden?“ ruft ſie, „iſt bei ſo vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten?“ Ihr Mann deutete ihr nach der offenen Pforte und ſagte: „Siehe, der Tag bricht an. Eile und bade Dich im Fluſſe!“

„Welch ein Rath!“ rief ſie; „ich ſoll wohl ganz ſchwarz werden und ganz verſchwinden! Habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt!“ „Gehe,“ ſagt der Alte, „und folge mir! Alle Schulden ſind abgetragen!“

Es iſt unmöglich, der Schönheit und Tiefe des poetiſchen Bildes hier mit dem deutenden Worte auch nur nahe zu kommen.

„Siehe der Tag bricht an!“ ruft die Klarheit der Erkenntniß der alten Kirche zu, die noch zögernd und bangend den neuen Formen gegenüberſteht, von denen ſie eher noch weitere Gefährdung und Verkürzung befürchtet.

„Eile und bade Dich im Fluſſe! Alle Schulden ſind abgetragen!“ In dem erneuten und verjüngten Volksleben, ſo wird ihr verheißen, wird ſie der Mängel ledig werden, daß ſie nicht mehr als Schuldnerin dieſem Volke gegenüberſteht, ſondern ſelbſt verjüngt ihm dann für immer angehöre.

Bei dem Lichte der aufgehenden Sonne tritt der Alte zu

dem Jünglinge: „Drei ſind, die da herrſchen auf Erden,“ ruft er, „die Weisheit, der Schein und die Gewalt!“ Bei dem erſten Worte ſteht der goldene König auf, bei dem zweiten der ſilberne, und bei dem dritten hat ſich der eherne langſam emporgehoben, als der zuſammengeſetzte König ſich plötzlich ungeſchickt niederſetzt. Er iſt, da die Irrlichter die goldenen Adern in ihm völlig aufgezehrt haben, zu einem unorganiſchen Klumpen in ſich zerfallen: „er ſaß nicht, er lag nicht, er lehnte ſich nicht an, ſondern er war unförmlich zuſammengeſunken.“ — Das Abbild des vor dem Aufſteigen des neuen Deutſchlands zu aller Welt Spotte kläglich in ſich zerfallenen, alten deutſchen Reiches.

Es folgt nun die herrliche Königsweihe, deren Schönheit auch nur durch ein Wort auflöſender Deutung zu trüben ich mich wohl hüten werde.

„Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den ſchönen, aber immer noch ſtarr vor ſich hin blickenden Jüngling vom Altare herab und gerade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürſten lag ein Schwert in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete ſich.“

„Das Schwert an der Linken, die Rechte frei!“ rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum ſilbernen, der ſein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieſer ergriff es mit der linken Hand, und der König ſagte mit gefälliger Stimme: „Weide die Schafe!“

Als ſie zum goldenen König kamen, drückte er mit

väterlich ſegnender Geberde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und ſprach: „Erkenne das Höchſte!“

Der Alte hatte während dieſes Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob ſich ſeine Bruſt, ſeine Arme regten ſich, und ſeine Füße traten feſter auf; indem er das Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und durch einen unausſprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge, ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſt, und das erſte Wort ſeines Mundes war „Lilie“.

„Liebe Lilie,“ rief er, als er ihr die ſilbernen Treppen hinauf entgegeneilte; denn ſie hatte von der Zinne des Altars ſeiner Reiſe zugeſehen, „liebe Lilie, was kann der Mann, ausgeſtattet mit Allem, ſich Köſtlicheres wünſchen, als die Unſchuld und die ſtille Neigung, die mir Dein Buſen entgegenbringt.“

„O mein Freund,“ fuhr er fort, indem er ſich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildſäulen anſah, „herrlich und ſicher iſt das Reich unſerer Väter; aber Du haſt die vierte Kraft vergeſſen, die noch früher, allgemeiner, gewiſſer die Welt beherrſcht, die Kraft der Liebe.“

Mit dieſen Worten fiel er dem ſchönen Mädchen um den Hals; ſie hatte den Schleier weggeworfen, und ihre Wangen färbten ſich mit der ſchönſten, unvergänglichſten Röthe.

Hierauf ſagte der Alte lächelnd: „Die Liebe herrſcht nicht, aber ſie bildet, und das iſt mehr.“

Wen es in Erſtaunen ſetzt, daß die ſchöne Lilie hier die „Kraft der Liebe“ genannt wird, da ſie doch bis dahin in Allem als die in der Form der reinen Schönheit ſich darſtellende Wahrheit erſchienen iſt, der erinnere ſich, um des vollen Gedankengehaltes dieſer Stelle inne zu werden, der Schiller'ſchen Schönheitsphiloſophie, an welcher in jenen Jahren ihrer innigſten Freundſchaft Goethe ſo überaus großen Antheil nahm: der gedenke daran, daß Schiller's äſthetiſche Briefe in demſelben Jahrgange der Horen in die Welt traten, in welchem das Märchen zuerſt erſchien. Wenn der neue Herrſcher in ſeinem Reiche neben der Weisheit, der Majeſtät, der Gewalt diejenige Kraft noch vermißt, welche noch früher, allgemeiner, gewiſſer die Welt beherrſcht, ſo iſt das eben jene Macht, welche, indem ſie die Neigung der Menſchen gewinnt und ihrer Gemüther ſich bemächtigt, ſie früher und unmittelbarer zur Sitte, zur freiwilligen Unterwerfung unter das Gebot der Tugend und Gerechtigkeit führt, als das Geſetz und die Macht des Staates ſie dazu zwingt. Man könnte ſagen, daß es der Grundgedanke des Schiller-Goethe'ſchen Wirkens iſt, der ſich ſo ausſpricht: die reine Schönheit iſt die Wahrheit, die ſinnliche Form angenommen hat, durch welche ſie mit ſtiller, aber unwiderſtehlicher Gewalt die Seelen der Menſchen in Beſitz nimmt; gelingt es, ſie heimiſch zu machen in einem Volke, dann geſellt

ſie ſich den oberſten Kräften, die das Ganze ordnen und erhalten, als mächtige Bundesgenoſſin zu, indem ſie zu allem Guten, Edlen und Großen die Liebe entzündet, ja dieſe Liebe ſelbſt iſt. Die äſthetiſche Erziehung allein vermag die mangelnde Zucht des Staates nicht zu erſetzen, aber dem echten nationalen Staate wird ſie der herrlichſten Schmuck und eine mächtige Stütze: zu herrſchen vermag ſie nicht; allein ſie bildet, und das iſt mehr!

Der Tag iſt nun völlig angebrochen, und über den Fluß wölbt ſich nun für alle Zeiten die feſte und prächtige Brücke mit Vorhöfen und Säulenhallen, ein ſicherer Weg für die Tauſende, die von beiden Seiten, ohne ſich zu hindern, ſtromweiſe darüber hin- und herfließen.

„Gedenke der Schlange in Ehren!“ ſagte der Mann mit der Lampe, „Du biſt ihr das Leben, Deine Völker ſind ihr die Brücke ſchuldig, wodurch dieſe nachbarlichen Ufer erſt zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene ſchwimmenden und leuchtenden Edelſteine, die Reſte ihres aufgeopferten Körpers, ſind die Grundpfeiler dieſer herrlichen Brücke; auf ihnen hat ſie ſich ſelbſt erbaut und wird ſich ſelbſt erhalten.“

Jetzt finden ſich im Tempel auch die ſchönen Begleiterinnen Liliens ein, die der Habicht mit dem Spiegel zu neuem Leben erweckt hat. Mit ihnen kommt, ſchöner als die drei, eine Unbekannte, die ſcherzend ſchweſterlich mit ihnen durch den Tempel eilt und die ſilbernen Stufen des Altars hinaufſteigt. Wie der Mann mit der Lampe, ſo hat auch ſeine

Gattin sich zu jugendlicher und herrlicher Schönheit verjüngt, und beide schließen ihren Bund aufs Neue, um vereint in das folgende Jahrtausend hinüber zu leben.

Wir sind am Schlusse!

Im Bunde mit der Weisheit und mit dem altehrwürdigen Principe der allverehrten Majestät hat die Kraft das neue Reich gegründet. Als die vertrauteste Helferin und Genossin steht dem neuen Herrscher zur Seite die zur Schönheit verklärte Wahrheit, die in unvergänglicher Jugend ihn immerdar antreibt, die Stärke seiner Herrschaft auf den Grund der Bildung zur edleren Sitte zu bauen, die durch die Kraft der schönsten und höchsten Liebe von dem Königspaare aus durch das ganze Volk überall hinströmend sich ergießt. Ihrem Throne am nächsten steht die Kraft, der sie so viel danken, das still leuchtende, Wunder wirkende Licht der Wissenschaft; im engsten Bunde mit ihr die Religion, beide durch die Alles erweckende und belebende Kraft des endlich erstandenen idealen Nationalstaates mit neuer Jugendfrische erfüllt zu erneutem, rüstigem Schaffen und Wirken für weite kommende Epochen! In hohen Ehren bleibt in dem neuen Reiche die Kraft, welche die so erworbenen geistigen Güter empfängt, sie schöpferisch gestaltet und verbreitet, die Literatur, die fortan für immer als die feste Brücke gilt, die für Alle den ungehinderten Verkehr mit jenen Gütern vermittelt. Seit ihre edlen Kräfte erst dem Volke sich zuwandten und in ihm Verbreitung fanden,

ist ihr starker Bau aus des Volkes Mitte selbst emporgestiegen. Auch die fröhlichen Lieder des Naturgesanges, die vor dem Wehen des neuen Geistes erstarben, sind mit der Wiedergeburt des nationalen Genius zu neuem Leben erwacht, und nicht mehr schreckhaft störend ist dem kleinen harmlosen Sänger der Flügelschlag des Habichts, der auch der schönen Lilie nicht mehr verhaßt ist. Hoch über dem Dome schwebend, „fängt er mit dem Spiegel das Licht der Sonne auf und wirft es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erscheinen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmlischen Glanze erleuchtet, und das Volk fällt auf sein Angesicht."

So sind denn alle die zahlreichen Kräfte, von deren Wirken das Märchen handelt, in schönem Verein an ihr gemeinschaftliches Ziel gelangt; nur des Mopses von Edelstein geschieht keine weitere Erwähnung. Die schöne Lilie, die zu dem lebhaften Verdrusse des Jünglings so eifrig im Spiele sich mit ihm beschäftigt, hat bei dem Aufbruche zum Tempel ihn auf ihren Arm genommen, von da ab verliert die Handlung ihn ganz aus den Augen.

Ich kann nicht umhin, hier noch eine Vermuthung auszusprechen, welche eine Individualisirung der oben gegebenen allgemeinen Deutung dieses Symboles in sich schließt. Dieser Mops, mit dem die schöne Lilie in so anmuthige Spiele sich einläßt, und den der Jüngling so garstig findet, sollte er nicht ein humoristisch-satirischer Hinweis auf die Anfänge der

Romantik ſein, die um die Mitte der neunziger Jahre ſchon ſichtbarlich ſich zu entwickeln begannen? Wenigſtens erwuchs dieſelbe ganz gewiß auf dem Boden jener oben geſchilderten Uebertragung der durch die Aufklärung zerſetzten kirchlichen Myſtik in das äſthetiſche Gebiet; und auch das iſt gewiß, daß, wenn Goethe einerſeits objectiv genug urtheilte, um den romantiſchen Producten eine gewiſſe äſthetiſche Berechtigung zuzugeſtehen, er doch andererſeits dieſer Richtung eher mit den Gefühlen gegenüberſtand, mit denen der Jüngling des Märchens den Mops in den Armen der ſchönen Lilie erblickt.

Wie dem auch ſein mag, in dem zu ſeiner Kraft gelangten, nationalen Staate iſt für jene myſtiſche Romantik der Kunſt keine Stelle mehr.

Möchte doch auch hinſichtlich der letzten Geſtalt, von welcher wir noch zu handeln haben, der Gang der wirklichen Dinge jener optimiſtiſchen Art entſprechen, wie das Märchen ſie das ihr beſtimmte Ende finden läßt.

Der große Rieſe, der von der Brücke nichts ahnt, tappt ſchlaftrunken über dieſelbe hin und richtet mit dem Schatten ſeiner ungeheuern Fäuſte unter den Maſſen der hin und her wogenden Menſchen Unheil und Verwirrung an. „Der König, als er dieſe Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte; doch beſann er ſich und blickte ruhig erſt ſein Scepter, dann die Lampe und das Ruder ſeiner Gefährten an.“ Gegen die verderblichen Ge-

bilde des Wahnes vermag die Gewalt nichts, und von der Einsicht berathen, hinblickend auf die geschichtlichen Traditionen, bezwingt die verletzte Majestät des Staates die rasche Regung des Zornes. In sich selbst sollen jene Phantome, in enge Schranken gebannt durch alle thätig und heilsam wirkenden Kräfte der verjüngten Nation, ihre schädliche Macht verlieren und fortan selbst förderlich und nutzbar dem Ganzen sich erweisen.

„Wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig," sagt der Mann mit der Lampe. „Sei ruhig! er schadet zum letzten Male, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt!"

Gerade auf die Thüre des Tempels will der Riese losgehen, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wird. Er steht als eine kolossale, mächtige Bildsäule von röthlich glänzendem Steine da, und sein Schatten zeigt die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in edeln und bedeutenden Bildern eingelegt waren.

Möchte der Tag bald kommen, an welchem den Schattengebilden, die in unserem Staatsleben noch immer so viel Unheil und Verwirrung anstiften, ein solches Ende bereitet würde! Undurchdringbar sind sie dem Strahle des Wissens, nicht darf zum Kampfe gegen sie das Schwert die Scheide verlassen: aber in immer engere Kreise mögen von allen Seiten die gesunden Lebenskräfte der Nation sie einschließen,

bis ihnen die Kraft zu ſchaden genommen iſt, und — da ſie denn doch einmal unvertilgbar der menſchlichen Natur eingepflanzt ſind — ſie nur noch dazu dienen, durch die Richtung, in der ſie ſich erſtrecken, in bedeutſamer Weiſe auf die im Leben der Nation ſich ankündigenden und vollziehenden Wandlungen und Entwickelungen kündend hinzuweiſen!